Band 958 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Keller

Band 958 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Der Keller

John Sinclair Nr. 958

von Jason Dark

erschienen am 12.11.1996

Titelbild von Koveck

Sinclair Crew

Der Keller

»Das also ist das Haus!« sagte Harry Stahl und nickte der Fotografie zu.

»Ja!« erklärte der Mann hinter ihm. »Es steht noch immer, mal ist es bewohnt, mal nicht. Aber eines ist noch nicht aufgeklärt worden, Harry.«

»Was denn?«

»Der Tod der das Verschwinden von mindestens zehn Menschen!«

Das Gesicht mit den aufgerissenen Wangen und den blutigen Lippen war ein Alptraum, der nicht weichen wollte, aber Gisela Behle hatte ihn hinter sich. Sie war ihm entkommen und diesem verdammten Monstrum entwischt, das sich an ihr hatte vergehen wollen.

Vielleicht hatte sie es sich auch nur eingebildet. In der letzten Zeit war sie überreizt. Das erste Jahr auf der Straße war eine Zeit der Entbehrungen und bösen Erfahrungen. Aber sie hatte ihn gespürt, und sie war aus dem Schlaf gerissen worden, hatte seinen säuerlichen Atem über sich hinweg gleiten und riechen können, hatte auch das Gesicht gesehen, das ihr so schrecklich vorgekommen war.

Dann war sie geflohen.

Sie war gerannt.

Sie hatte ihr Bündel gerafft und noch mit einem Ellbogen in das Gesicht gestoßen. Danach war nichts mehr so gewesen wie vorher. Weglaufen, Flucht, irgendwohin, in die Nacht hinein, die so verdammt kalt war, weil der Frühling einfach nicht kommen wollte. Sie hatte sich verkrochen wie ein Tier, das seinen Zusammenbruch erlebt hatte. Sie war nicht erwischt worden, sie hatte auch die Nacht überstanden, aber die Kälte hatte ihr schon zu schaffen gemacht.

Sie war am anderen Morgen steif gewesen. Gisela hatte geheult, so weh taten ihr die Glieder. Nur schwerfällig bewegte sie sich.

Auf der Walze, auf der Platte, wie man es auch immer nannte. Romantisch und schön war es nicht, vor allen Dingen nicht im Winter. Nach der Wende war es mit Gisela Behle ständig bergab gegangen, und irgendwann hatte sie dann auf der Straße gehangen.

Und dabei war es geblieben. In diesem langen, verdammten Winter hatte sie schon einiges mitgemacht. Da waren ihr schon einige Typen übet den Weg gelaufen, wo man nur den Kopf schütteln konnte.

Bestohlen worden war sie schon mehrmals, von ebenfalls Nichtseßhaften.

Und diese Tatsache, die Kriminalität unter Gleichgesinnten, machte das ohnehin schon harte Leben auf der Straße noch schlimmer.

Wohin?

Diese Frage hatte sich Gisela Behle schon des öfteren gestellt. Noch brauchte sie einen Unterschlupf für die Nächte, die einfach nicht wärmer werden wollten. Es gab da gewisse Häuser, die man sich mal näher anschauen konnte, besonders dieses eine Haus, das auf einem stillgelegten Industriegelände stand.

Es war gewaltig, riesig. Ein Klotz und ein ehemaliges Bürogebäude, in dem Menschen gearbeitet hatten.

Das Haus wurde nur der Schlund genannt. Es war eine Ruine, die alles schluckte. Sie war nicht abgebrannt, aber trotzdem war es eine Ruine, und sie wurde von Industrieruinen ümge ben, denn das Hüttenwerk auf diesem Gelände gab es nicht mehr.

Es hingen dort nur noch Fragmente Da rosteten die Rohre vor sich hin, da schimmelten die Wände. Es war soviel kaputt, da kam es auf das eine oder an dere auch nicht an.

Bis auf das Haus!

Ein Bau aus der Jahrhundertwende. Klassizistisch, mächtig, wie für die Ewigkeit geschaffen und scheinbar nicht unterzukriegen. Es hatte immerhin zwei Kriege überstanden.

Nur nicht die Wende.

Niemand wollte es mehr. Der große Bau stand leer. Er düsterte ab, innen und außen. Er war nur noch kalt und abweisend, und es gab die bösen Geschichten, die sich um das Haus rankten.

Menschen, die sich dort verkrochen hatten, um Ruhe zu finden. Sie waren nie mehr wieder aufgetaucht, wahrscheinlich hatten sie die ewige Ruhe gefunden.

Man sprach von unheimlichen Kellern und Gängen. Von Geräuschen, von Schreien irgendwelcher Opfer oder dem Jammern der Geister, deren Stimmen das Haus durchwehten.

Gisela Behle fröstelte, als sie daran dachte. Aber sie fror noch mehr, wenn sie an die folgenden Nächte dachte. Die waren so kalt, daß Menschen leicht erfrieren konnten, wenn sie keine Unterkunft hatten.

Trotz aller Gerüchte bot der Schlund irgendwie Schutz, und auf den wollte Gisela Behle nicht verzichten. Sie hatte in den letzten Tagen Furchtbares erlebt. Schlimmer als die Nächte in der Kälte konnte es hinter den alten Mauern auch nicht sein. Angst hatte sie nicht. Schon damals nicht, als sie von der Stasi verhört worden war. Da hatte sie nur abgewinkt und die Typen ausgelacht. Aber damals hatte sie eine Wohnung gehabt und hing nicht auf der Straße wie jetzt. Vor drei Wochen hatte sie ihren vierzigsten Geburtstag »gefeiert«, irgendwo unter einer Elbbrücke, und sie hatte Rotz und Wasser dabei geheult.

Sie würde den Schlund noch an diesem Tag erreichen, das stand fest.

Und sie wollte dort so lange hausen, bis die verdammte Kälte vorbei war.

Zu ihrem Besitz gehörte ein kleines Radio. Es wurde von einer Batterie gespeist, dieses Gerät war ihre einzige Verbindung zu der normalen Welt.

Gisela verspürte Hunger. Sie hielt sich immer am Rand der Straße. Sie ging gebückt, sie fluchte über den Ostwind. Die Kapuze des Parka hatte sie über den Kopf gezogen. Der Rucksack klebte wie eine schwere Last auf ihrem Rücken, die Beine wurden schon jetzt schwer, aber Gisela biß die Zähne zusammen.

Sie schaffte es, sie hatte es immer geschafft.

Die Stadt tauchte auf. Erste Vororte. Grau und abweisend. Menschen, die froren, und selbst die Märzsonne konnte die Landschaft kaum verschönern. Giselas Hunger wurde schlimmer. Sie hatte noch nichts

gegessen, aber der Magen brauchte etwas.

Autos fuhren an ihr vorbei. Menschen schauten sie oft widerwillig an.

Kinder lachten. Sie kam zu einem Platz, der neu angelegt worden war.

Geschäfte umgaben ihn. Einige Marktbuden standen dort ebenfalls. Es wurde vieles verkauft, es lag vieles in den Auslagen, und Gisela Behle leckte über ihre rissigen Lippen.

Sie strich durch die Gassen zwischen den Ständen, nahm die Gerüche auf, und der Hunger wühlte weiter in ihrem Bauch. Unter einer Säulenarkade versteckt und eingeklemmt zwischen einer Apotheke und einer Boutique befand sich eine Bäckerei. Es wurde auch draußen verkauft. Die Verkäuferin war ein junges Mädchen, das ziemlich verfroren aussah, trotz des dicken Pullovers unter dem hellen Kittel.

Brötchen, Berliner Ballen, Hefeteilchen, sie waren frisch gebacken und lockten. Aber auch Baguettes mit Wurst, Käse und Schinken. Die junge Verkäuferin beobachtete Gisela Behle genau, als diese sich dem Stand näherte. Sie ahnte schon, was die Frau vorhatte. Plötzlich begegneten sich ihre Blicke. Es war der berühmte Moment, das wußte Gisela.

Entweder schaute die Verkäuferin weg, oder sie fing an zu toben, weil sie ahnte, was die seltsame »Kundin« vorhatte.

Nichts davon trat ein.

Jemand rief mit lauter und schriller Stimme nach der jungen Verkäuferin, die sich umdrehte und im Laden verschwand.

Gisela Behle lachte nicht mal, sagte nichts. Sie war plötzlich konzentriert und raffte einige Baguettes zusammen. Wie einen kostbaren Schatz preßte sie die Beute an sich und lief weg. Sie befand sich plötzlich in ihrer eigenen Welt. Die normale war nicht mehr vorhanden. Es gab nur die neue, die ihr vorkam wie ein Kanal, durch den sie jetzt eilte. Sie rannte, hielt die Beute fest, und wartete auf die Schreie und Rufe, auf die wütenden Stimmen der Verfolger, die diesmal ausblieben.

Zweimal rempelte sie Frauen an. Sie hörte das Schimpfen, dann hatte sie es geschafft, in eine Nebenstraße einzutauchen.

Sie rannte über das Pflaster. Ein Tor stand weit offen. Gisela huschte hinein in einen Hinterhof, wo Baugeräte standen und auch eine kleine Hütte, in der sich die Bauarbeiter normalerweise aufhielten.

Nicht an diesem Tag. Es wurde nicht gearbeitet. Es lag soviel brach. Für Gisela war es günstig. Sie versteckte sich in der Hütte und war froh, sich endlich setzen zu können.

Drei Baguettes hatte sie raffen können. Zwei packte sie in ihren Rucksack, das dritte Baguette aß sie langsam und genußvoll. Sie träumte von einem Schluck Kaffee, aber das würde vorerst ein Traum bleiben.

Wichtig war die nächste Nacht, die Bleibe, denn die Temperaturen würden wieder sacken.
Der Schlund war nicht mehr weit entfernt.
Sie würde ihn am Nachmittag erreichen, wenn nichts dazwischenkam…

***

Die Geräusche hörten sich an, als wären Knochen durch eine Mühle gedreht worden. Furchtbar. Knirschend und brechend, und weitere Laute, die kaum zu definieren waren.
Oder war Holz zerbrochen worden?
Niemand konnte eine Antwort geben. Es hätte auch niemand herausfinden können, wo dieses Geräusch entstand. In der Tiefe, das schon, aber die erschien unauslotbar zu sein, vielleicht sogar unendlich. Sie gehörte zu diesem Haus wie die dicken Mauern, die hohen Gänge, die breiten Flure, die Eingänge, die Säulen an der Vorderfront und die hohen Fenster.
In der Tiefe war es dunkel, und das Geräusch bahnte sich aus der Dunkelheit kommend seinen Weg nach oben, wo es sich in den weiten Fluren und Treppenhäusern verlief.
Kein Krachen mehr, kein Schreien, dafür eine bedrückende Stille. Man kann die Stille lieben, wenn sie zur Natur gehört. Man kann sie genießen, aber man kann sie auch hassen.
In diesem Haus lauerte eine Stille, die anders war. Die man nur hassen konnte, denn sie verbarg etwas.
Den Schrecken, die Folter - den Tod…

***

Der Wind hatte auch am Nachmittag nicht nachgelassen. Nach wie vor wehte er aus östlicher Richtung und brachte eine sibirische Kälte mit. Gisela Behle fluchte vor sich hin. Sie mußte husten. Eine Erkältung bahnte sich an. Dann dachte sie an den Abend. Er würde noch schlimmer werden. Die Kälte blieb, und Gisela mußte das verdammte Industriegelände erreichen, bevor es dunkel wurde.
Sie ging weiter. Den Kopf gesenkt. Allein durch eine graue, tote Landschaft.
Es blühte noch nichts. Kein Strauch gab eine erste Frühlingsbotschaft ab. Es gab nur die verdammte Kälte, die den Osten Deutschlands überflutet hatte.
Es gab auch keine Seen oder Teiche mehr. Nur Eisflächen, nur diese großen, grauen Augen, die ebenfalls grauen Wolken darüber und die Märzsonne, die kaum wärmte, weil der Wind einfach zu stark war und alles an sich riß.
Gisela kämpfte sich voran. Nur selten wurde sie von einem Auto überholt.

Niemand hielt an. Wer nahm schon jemanden mit, der aussah, als wäre er einer finsteren Höhle entsprungen?

Der Wind biß in Giselas Gesicht, als wollte er die Haut in Stücke schneiden. An der linken Seite sah sie Häuser der Stadt. Vororte, die als graue Gebilde in eine ebenfalls graue Landschaft gestellt worden waren.

Rechts von ihr breitete sich bereits das Industriegelände aus. Ein gewaltiger Komplex. Damals hatte man dort Stahl gekocht, aber auch chemische Produkte hergestellt. Alles auf einem Gelände. Man hatte sehr rational gedacht und war trotzdem in die Pleite gerutscht. Niemand hatte den Industriekomplex aufkaufen und vor dem Untergang bewahren wollen, so war er noch mehr verrottet, und die Umwelt trug auch weiterhin großen Schaden. Hier war alles verseucht. Wer hatte schon bei den Kommunisten auf den Umweltschutz geachtet?

Niemand. Dafür war kein Geld dagewesen.

Gisela Behle blieb stehen, als sie das Verwaltungsgebäude des Konzerns sah.

Mein Gott, es war noch immer da. Die Burg, der Schlund, die Bonzenfalle, so war der Bau genannt worden, und er hatte alles überdauert. Und sicherlich war noch der große Spruch über dem Eingang zu lesen.

ES LOBT DEN MANN DIE ARBEIT UND DIE TAT Gisela mußte krächzend lachen, als sie daran dachte. Sie hatte auch gearbeitet, war aber entlassen worden. Nun war sie zurückgekehrt und mußte mit ansehen, wie tot das Haus war.

Aber sie lebte noch.

Gisela nickte. Entschlossen nahm sie den Rest des Weges in Angriff.

Die Müdigkeit in ihren Knochen war vergessen. Der Schlund sollte ihr Schutz geben, und dieses Gefühl wollte sie so lange wie möglich genießen.

Nichts war mehr abgesperrt. Es gab zwar noch die Zäune und Gitter, aber man hatte sie umgerissen. Auf dem Erdboden lagen sie wie vergessen. Ruinen, Reste einer Zeit, die längst vorbei war.

Es war kalt auf dem Gelände, aber das lag nicht nur am Wetter. Die Kälte ging auch von dem aus, was auf dem Gelände gestorben war.

Totes Eisen, verrostetes Material. Eingerissene Mauern. Rohre, durch die nichts mehr lief. Sie waren zusammengeknickt, oft aus dem Verbund gerissen und schauten mit ihren Öffnungen nach unten. Aus manchen tropfte noch etwas hervor. Eine dünne Flüssigkeit. Vielleicht Säure.

Gisela Behle kam sich vor wie in einem Film, der auf einem fremden Planeten spielte, wo ein wilder Krieg geherrscht hatte und sie als einzige überlebt hatte. Es gab kein Wasser mehr, es gab nichts zu

essen, aber es gab den Mann.

Plötzlich stand er vor ihr!

Alles war so schnell gegangen, daß Gisela Behle den Schrei nicht hatte unterdrücken können. Sie spürte den Schreck tief in ihrem Innern, und sie merkte auch, wie ihre Knie anfingen zu zittern.

Der andere gehörte zu den Berbern. Mit einem Blick erfaßte sie es. Er trug eine Wollmütze, unter deren Rand grau das Haar hervorwucherte.

Sein Gesicht sah rötlich aus, als hätte er geblutet.

»Wer bist du?« fragte der Vollbärtige.

»Was geht dich das an?«

»Stimmt. Du willst doch nicht in den Schlund?«

»Das hatte ich vor.«

Der Penner schaute Gisela an. So etwas wie Mitleid entdeckte sie in seinem Blick. »Wirklich?«

»Ja.«

»Und du weißt Bescheid?«

»Worüber?«

»Daß der Schlund ein riesiger Sarg ist. Der holt sich alle, die ihn betreten. Ich war auch drin, deshalb kann ich dir das sagen.«

»Aber du bist nicht von ihm geholt worden.«

»Stimmt.«

»Dann weiß ich nicht, was du willst. Ich will nur eine gute Stelle für die Nacht haben. In der letzten wäre ich fast erfroren. Ich will mich ausruhen, verdammt. Ich habe keine Lust mehr, bei diesem Scheißwetter unter freiem Himmel zu schlafen. Das wirst du doch begreifen? Du gehörst doch zu uns.«

»Ja. - Ich bin Karl.«

»Gisela.«

Karl nickte. Er trug einen dicken Mantel aus Fischgrätstoff. Wahrscheinlich war das Ding schon einige Jahrzehnte alt, aber es tat noch immer seinen Dienst.

»Woher kommst du?«

Karl winkte ab. »Irgendwo aus Deutschland. Mal bin ich Ossi, mal Wessi. Bei uns gibt es keine Unterschiede mehr. Ob ein Penner aus dem Westen oder einer aus dem Osten, jetzt sind wir alle gleich. Das ist wie damals vor der Wende. Alles schon mal dagewesen.« Er winkte ab und wechselte das Thema. »Du bist noch nicht im Haus gewesen?«

»Nein.«

»Dann weißt du auch nicht, was dort passiert ist?«

»Wie sollte ich? - Was denn?«

»Tote, viele Tote hat es dort gegeben.«

»Ach.« Gisela fror plötzlich stärker. »War das die Stasi-Folter…?«

»Nein, nein, nicht so«, unterbrach Karl.

»Wer denn?«

»Da wohnt jemand.«
»Im Schlund?«
»Klar.«
»Und wer?«
»Einer, der Menschen frißt. Ein Untier. Ein Teufel. Eine widerliche Kreatur.«
Gisela Behle legte die Stirn in Falten und zog die Augenbrauen zusammen. »Hör mal, Karl, die Zeit der Märchen ist vorbei. Früher hat mir meine Tante von finsteren Wäldern mit menschenfressenden Riesen erzählt, aber das stimmt heute nicht mehr.«
»Die fressen heute anders. Es sind auch keine Riesen mehr. Das mußt du mir glauben.«
Gisela winkte ab. »Du kannst sagen, was du willst, aber du schaffst es nicht, mich zu überzeugen. Ich werde trotz allem diese Nacht in dem Haus verbringen. Ich will nicht erfrieren. Ich habe noch zwei Baguettes, die gut belegt sind. Wenn du willst, kannst du eines haben. Und dann will ich schlafen.«
Karl rieb sich seinen feuerroten Riechkolben. »Du bist sehr mutig, Gisela.«
»Nein, nur kaputt. Das verdammte Wetter reißt mir die Kraft aus dem Leib.«
»Das geht mir ebenso.«
Sie wollte nicht mehr reden. Der Rucksack auf dem Rücken war plötzlich zu einer schweren Last geworden. Gisela nahm ihn ab und trug ihn in der rechten Hand. Sie ging auf das Haus zu und kümmerte sich nicht darum, was Karl tat.
Es war schon ein gewaltiger Klotz. Dieser Gebäudekomplex war wie ein König hier. Er herrschte. Man kam an ihm nicht vorbei. Er war nicht zu übersehen. Man mußte ihn annehmen. Man konnte ihn bewundern oder ablehnen, und Gisela Behle wußte nicht, zu welcher Seite sie tendierte.
Jedenfalls staunte sie ihn an.
Breit stand dieser Bau vor ihr. Eine Auffahrt und eine Treppe in der Mitte führten hoch zum Eingang, der hinter dem säulengestützten Vorbau im Halbdunkel lag.
Alles war so tot, so leer. Damals herrschte hier Betrieb. Hunderte von Menschen arbeiteten in den Büros. Hinter jeder Scheibe hatte ein Mensch gesessen und gearbeitet. Ein Schicksal, ein Mann, eine Frau, dann war der Zusammenbruch gekommen.
Nichts ging mehr.
Der Schlund stand leer.
Wie ein gewaltiger Ofen, dem jemand die Feuerstelle genommen hatte.
Er war erkaltet, ausgekühlt worden. Man hatte ihm einfach das Leben

genommen, so war es.

Keine Menschen mehr, die hier arbeiteten. Nur die grauenvolle Kälte und Leere. Viele Scheiben waren zerstört worden. Fenster schlossen nicht mehr richtig. Wenn es draußen stürmte, dann heulten die Windgeister durch die Treppenhäuser und Flure, um ihre Klagelieder anzustimmen.

Gisela Behle ging die Treppe hoch. Schwerfällig, mit den Bewegungen einer alten Frau. Den Blick hielt sie gegen den Eingang gerichtet. Das Mauerwerk teilte ihn in drei Zonen.

In der Mitte hatte es einmal die funktionierende Drehtür gegeben, die jetzt festklemmte und deren Glas herausgehauen worden war. Daneben konnte der Besucher durch einfache Türen gehen, die er aufdrücken mußte. Das war jetzt nicht nötig. Sie standen offen, und Gisela konnte das Haus betreten.

Zum erstenmal befand sie sich im Innern. Sie hatte es früher immer nur aus der Distanz bewundert, aber von Bewunderung konnte jetzt keine Rede mehr sein.

Eine kahle, schmutzige, große Halle. Türen an den Seiten, der Beginn des Treppenhauses, die hohe Decke, das Geländer an der Treppe und der stillgelegte Paternoster, neben dem eine Treppe in den Keller führte.

Es war kalt, aber aus der Tiefe zog etwas in die Höhe und verteilte sich in der Halle, das bei Gisela Behle für eine besondere Gänsehaut sorgte.

Sie dachte daran, daß etwas Unheimliches auf dem Weg zu ihr war, und sie ging auf dem schmutzigen Boden ein paar Schritte zurück, bis sie eine gewisse Distanz zu der in den Keller führenden Treppe erreicht hatte. Das plötzliche Lachen erschreckte sie zudem, und sie fuhr herum.

Dicht hinter ihr stand Karl. Er hatte seine Mütze abgenommen und wischte über das Gesicht und das lange, graue, klebrige und auch schüttere Haar.

»Du hast mich erschreckt, Karl!«

»Nein, ich nicht.«

»Doch, dein Lachen!«

Er setzte seine Mütze wieder auf und kam auf sie zu. Dabei schaute er in die Höhe, wo sich in den verschiedenen Etagen die Büros im Rechteck verteilten. Man konnte die Türen sehen, aber nur mehr bis zu ersten Etage, weiter oben verschwammen sie in der Düsternis des Hauses, dessen Zentrale sich hier unten befand. »Das war nicht mein Lachen, das war etwas anderes.«

»Was sollte das denn gewesen sein?«

Karl hob die Schultern. »Das Haus, meine Liebe. Es ist einzig und allein das Haus gewesen. Hier steckt es drin. Hier hat das Böse seinen

Einzug gehalten.«

»Quatsch!«

»Rede es dir nicht ein.« Er schob die Kapuze nach hinten. »Du weißt genau, daß es hier spukt.«

»Nichts weiß ich.« Gisela zerrte sich los. »Ich weiß nur nicht, was das alles soll.«

»Ich habe dich nur warnen wollen.«

»Vor wem denn?«

»Vor der Zukunft, Gisela, nur vor der Zukunft. Sie ist gefährlich, denn sie hockt hier in diesem Haus.« Er deutete nach rechts, nach links, nach oben und unten. »In diesen Mauern haust das Grauen. Das wirst du zwar nicht begreifen können, aber es stimmt alles.«

»Warum bist du dann mitgekommen, wenn du so gut Bescheid weißt?«

Karl hob die Schultern. »Weil ich ebenfalls die kalten Nächte hasse. Zu zweit sehen wir mehr.«

»Und wo schläfst du immer?«

»Da, wo die Decken liegen.«

Gisela Behle drehte sich um. Neben dem Paternoster hatte Karl sein Lager eingerichtet. Auf Decken lag der Schlafsack. Daneben stand ein Rucksack, der von zwei alten Taschen flankiert wurde. »Das ist mein kleines Reich.«

»In dem du nicht gestört wirst.«

»So ist es. Aber da gibt es ja noch den, der hier haust.«

»Jetzt fängst du wieder damit an!« beschwerte sich Gisela.

»Das muß ich, weil es schlimm ist. Da kannst du sagen, was du willst, es ist grauenhaft. Du kommst nicht damit zurecht, weißt du? Du mußt das Grauen hinnehmen, aber du findest keine Erklärung dafür. Du weißt, daß es in deiner Nähe ist, aber du kannst nichts dagegen unternehmen, sondern nur hoffen, daß es dich nicht erwischt.«

Gisela zeigte sich schon beeindruckt, als sie leise fragte: »Hast du es schon gesehen?«

»Klar.«

»Und wie sieht es aus?«

»Schrecklich.«

Gisela Behle verzog das Gesicht. »Das hätte mir auch meine Großmutter sagen können.«

»Aber es ist so. Es sah schrecklich aus. Es war ein grauenvolles Monstrum.«

»Und du bist ihm entwischt?«

»Sonst würde ich dir nichts mehr erzählen können.«

»Wie denn?«

»Ich weiß nicht mehr. Jedenfalls war ich plötzlich weg. Das war auch gut so.«

Die Frau fragte nicht mehr weiter, sondern winkte ab. Dann schaute sie sich nach einer Lagerstätte um, was Karl sehr wohl registrierte und vorschlug, in seiner Nähe zu bleiben.

»Nein, das will ich nicht.«

»Hast du Schiß?«

»Nicht vor dir. Ich will aber keinen Durchzug haben. Ich gehe woanders hin.«

»Bleibst du denn hier unten?«

»Klar.« Den Rucksack schleifte Gisela hinter sich her, als sie auf die Portiersloge zuging, deren Tür noch in Ordnung war und offenstand.

Platz war genug vorhanden. Sogar ein alter Drehstuhl stand noch da.

Der Boden war zwar schmutzig, aber davon ließ sich die Frau nicht abhalten. Sie packte eine Gummidecke aus und rollte sie auseinander.

Dann legte sie eine Decke darauf. Eine zweite Decke holte sie aus dem Rucksack hervor. Die fand auf der ersten ihren Platz wie auch der Schlafsack. Mit dem Rücken konnte sich die Frau gegen die Wand lehnen. Sie hatte schon schlechter gelegen, und die Kälte hielt sich in Grenzen.

Karl stand an der Tür und schaute ihr zu. »Nicht schlecht.«

»Wieso?«

»Gemütlich.«

»Willst du bei mir bleiben?« Er grinste. »Ich habe noch was zu trinken.«

»Das ist gut, dann spendiere ich das Essen.«

Karl verschwand, und die Frau holte die langen Baguettes aus dem Rucksack. Bei der Kälte hatten sich der Käse und der Schinken gut gehalten. Nur die Salatblätter dazwischen sahen schon ziemlich traurig aus.

Karl kam zurück, hockte sich nieder und stellte eine Flasche Wein neben sich.

»Fusel?« fragte Gisela.

»Nee, bestimmt nicht.« Er drehte die Flasche herum. Es war ein deutscher Rotwein mit Prädikat. Gisela wollte gar nicht wissen, woher Karl ihn hatte. Sie würde sich ihn einfach schmecken lassen.

Einen Korkenzieher besaß Karl ebenfalls. Geschickt öffnete er die Flasche, roch sogar am Korken, war zufrieden und fragte nach Bechern.

»Die habe ich.« Zwei Plastikbecher hatte Gisela Behle aus dem Rucksack geholt.

Er goß ein. Danach erhielt er ein Baguette. Gisela hob den Becher. »Auf uns!«

»Meine ich auch. - Auf uns!«

Sie tranken. Der Wein schmeckte, das Essen ebenfalls, und beide merkten, daß sich der Alkohol wie ein Tröster und zugleich

Wärmebringer in ihren Körpern ausbreitete. Alles wirkte leichter, erträglicher.

Die Kälte spürten sie auch nicht mehr, und sie merkten kaum, daß es draußen bereits dämmerte.

Eine zweite Flasche wurde geöffnet. Eine Kerze stand zwischen ihnen und spendete Licht. Sie sprachen über das Leben, über die Zukunft und kamen zu dem Entschluß, daß sie jeden Tag und jede Nacht genießen wollten, wenn möglich.

»Und Angst hast du nicht mehr, Karl?«

»Wovor denn?« fragte er mit schwerer Zunge. »Wovor sollte ich denn Angst haben?«

»Vor dem Keller.« Gisela deutete nach unten.

»Keller? Hier?«

»Ja.«

»Nein, warum?«

»Du hast doch gesagt, daß da unten der Tod wohnt, der schon viele geholt hat.«

»Stimmt«, erklärte er müde. »Man sagt viel, aber mich hat er noch nicht geholt.« Karl hob seinen Kopf, gähnte und schaute Gisela mit trüben Augen an. »Weißt du was? Ich gehe jetzt in meine Kammer. Ich mache mich lang.«

»Kaputt?«

»Kann man sagen.«

Gisela nickte. »Ich auch.«

Karl zeigte auf die Weinflasche. »Ist noch was drin. - Soll ich sie dir lassen?«

»Nein, nimm sie mit.«

Karl nickte und quälte sich auf die Beine, was ihm in seiner Lage schwer genug fiel. »Scheiß Spiel«, sagte er nur.

»Wieso?«

»Stell dir vor, wir wären in einem Hotelzimmer. Da ginge es uns besser.«

»Stimmt.«

»Glaubst du, daß diese Zeiten für uns noch mal wiederkehren werden?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Er ging, und die Tür rappelte nach, als er sie mit der Schulter anstieß. Es waren die Stunden, wo man alles vergessen konnte, und auch Gisela Behle wollte über ihr Schicksal nicht nachdenken. Sie brauchte nur ihre Ruhe, wollte die verdammte Nacht durchschlafen und nicht wieder geweckt werden durch einen Kerl, der plötzlich mit blutendem Gesicht vor ihr auftauchte.

Ruhe haben, schlafen…

Die Flasche stellte sie zur Seite. Sie wollte nichts mehr. Es war

vorbei, der Tag war gelaufen. Nicht mehr über ihn nachdenken. Der Schlund hatte sie geschluckt, und sie war bestimmt sicherer als in der letzten Nacht.

Obwohl…

Sie sank auf ihr Lager nieder. Da war doch etwas. Irgend jemand hatte davon gesprochen. Verdammt, ich bin schon durcheinander. Was ist denn hier gewesen?

Sie kam nicht mehr darauf. Es war alles anders geworden. Der Alkohol hatte den Vorhang vor ihren Kopf gezogen. Sie konnte nicht mehr richtig schauen.

Eine Decke. Schützend. Wie ein Himmel.

Sie lächelte plötzlich und hatte dann das Gefühl, von den Flügeln ihres Schutzengels gestreift zu werden, der sie mitnahm in sein Reich des Schlafs und des Vergessens…

***

Sie wurde wach.

Es geschah dermaßen plötzlich, daß sie sich selbst darüber erschreckte.

Gisela Behle riß die Augen auf, sie starrte in die Dunkelheit, ohne etwas erkennen zu können, und sie wußte zunächst nicht einmal, wo sie sich befand.

Im Dunkeln. Eingehüllt von der Nacht. Von all ihren Schrecken, aber auch ihrem Schutz.

Gisela blieb auf dem Rücken liegen. Sie wollte zunächst einmal abwarten, wie sich gewisse Dinge entwickelten.

Natürlich hatte es einen Grund gegeben für das plötzliche Erwachen, aber in der Dunkelheit schaffte sie es nicht, ihn herauszufinden. Sie war wie schwarze Watte, die alles schluckte.

Leise stöhnte sie auf. Ihre Arme zuckten. Die Hände lagen flach auf dem Boden, und die Flächen rutschten über den Schmutz hinweg. Die Gummidecke hatte sich verschoben, sie war zusammengeknüllt worden, und der Schlafsack war ebenfalls von ihr nicht geschlossen worden, deshalb hatten sich die Arme während des Schlafs befreien können.

Auch weiterhin blieb Gisela auf dem Rücken liegen. Wenn sie den Kopf ein wenig anhob merkte sie schon, daß sie schweißnaß war. Dann zog auch ein kühler Windhauch durch ihr Haar und am Nacken entlang, wo der Schweiß ebenfalls eine feuchte Schicht hinterlassen hatte.

Sie kannte dieses Erwachen. Zumindest passierte es nach einem Alptraum, und so etwas hatte sie öfter.

Aber nicht hier.

Sie konnte sich an keinen Traum erinnern. Sie war nur wach

geworden und lag jetzt in dem kalten Glaskäfig.

Es war der Wind. Der Durchzug. Auch die Portiersloge hatte die meisten Scheiben verloren, und so hatte der Wind fast freie Bahn.

Allmählich wich die Taubheit in ihrem Kopf. Gisela Behle fühlte sich wieder besser. Sie war klarer geworden. Sie konnte tief durchatmen. Es ging ihr gut.

Nein, es ging ihr nicht gut. Etwas störte sie. Sie fror. Die Umgebung war anders geworden, denn sie hatte ihre nächtliche Ruhe einfach verloren.

Es war still, aber es gab trotzdem Geräusche. Nicht zu identifizieren für die lauernd daliegende Frau, aber auch nicht zu überhören, denn diese Geräusche gehörten einfach dazu.

Der Wind bahnte sich seinen Weg.

Er war noch immer kalt, wehte durch die Öffnungen, bahnte sich seinen Weg, zerrte an den Decken, auf denen Gisela lag, dann rauschte er weiter und ließ die Tür erzittern.

Gisela Behle richtete sich auf und fragte sich sofort, ob es der Wind gewesen war, der sie aus dem Schlaf gerissen hatte. Das konnte sein, mußte aber nicht.

Die Frau wollte auch nicht mehr liegenbleiben. Vor dem Hineinkriechen in den Schlafsack hatte sie sich nicht ausgezogen. Sie trug noch immer ihre Parkajacke, darunter die Strickjacke, den Pullover und das Hemd.

Sie kroch aus dem Schlafsack. Ihre Gelenke waren ziemlich steif geworden.

Als sie die Arme streckte, hörte sie das Knacken und verzog den Mund.

Sehr langsam kam sie hoch. Jetzt traf sie der Durchzug voll: kalter Ostwind »grüßte«.

Im Mund und auf der Zunge spürte hatte sie einen Geschmack, der nicht zu beschreiben war. Schon widerlich, nach Wein und alten Lumpen, wie die Frau meinte. Sie hätte viel für einen Schluck Wasser gegeben, aber dafür mußte sie aufstehen.

Durch die offene Tür wollte sich Gisela Behle drücken, als sie plötzlich das Rascheln hörte. Sie blieb stehen. Ihr Herz klopfte schneller, der Blick war nach vorn gerichtet. Dann aber atmete sie auf, denn der Wind hatte nur ein Stück Papier durch das Erdgeschoß bewegt, und das hatte das Rascheln verursacht.

Lächerlich. Sie verzog den Mund. Wieso kriegt man da Angst? Und überhaupt, es gab keinen Grund, um Angst zu bekommen. In einer fremden Umgebung zu übernachten, war für sie nichts Neues. Sie schlief eigentlich jede Nacht woanders.

Aber hier war es anders.

Das Haus wurde auch »der Schlund« genannt. Es war gierig, es war

wie eine gewaltigen Maschine, die alles in sich hineinfraß, die alles Leben holte.

Eine dämonische Maschine, angetrieben vom Blut der Opfer, die der Schlund schon in sich hineingezogen hatte.

»Du bist verrückt!« schimpfte sich die Frau selbst aus. »Du bist verrückt und machst dir was vor.« Sie hatte sich nicht von Karls Erzählungen beeinflussen lassen.

Und so ging sie weiter. Geduckt - einen Schritt vor den anderen setzend.

Sie sah nichts, denn es war ziemlich finster.

Trotz der Parkajacke fing die Frau an zu frösteln, als sie weiter in die Halle hineinschritt und daran dachte, daß sie ja nicht allein hier schlief.

Wieder kam sie sich verloren vor. Sie steckte inmitten einer düsteren Maschine, von deren Zentrum aus die verschiedenen Gänge und Tunnels abzweigten, um in irgendwelchen Bäuchen zu verschwinden, wo Opfer und Material verarbeitet wurden.

Unsinn, das Stampfen bildete sie sich nur ein. Hier bewegte sich nichts, nur sie oder mal ein Stück Papier, das vom Wind erwischt wurde. Selbst Ratten oder Mäuse entdeckte sie nicht. Der Schlund war leer.

»Karl!« Sie zischelte den Namen ihres Leidensgenossen, der sein Lager neben dem Paternoster aufgeschlagen hatte. Gisela sah es als bauschiges Bündel.

Der Mann antwortete nicht. Er war tief und fest eingeschlafen und hielt es auch durch.

Gisela Behle schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht akzeptieren, daß sie keine Antwort bekam. Karl mußte etwas gehört haben. Leute wie er schliefen nicht mehr so tief. Sie waren immer auf dem Sprung und in einer gewissen Bereitschaft. Außerdem war von ihm nichts zu hören.

Keine Atemzüge, kein Schnarchen, und das beunruhigte die Frau am meisten.

Er konnte tot sein. Darüber brauchte man nicht zu lachen. Sie selbst hatte erlebt, wie jemand neben ihr gestorben war. Schon älter war der Kollege gewesen, der in der Nacht einen Schlaganfall oder einen Infarkt erlitten hatte.

Sein schreckliches Röcheln hatte sie noch aus dem Schlaf gerissen, das war dann alles gewesen. Mehr hatte sie nicht von dem Kollegen gehört, der am anderen Morgen erst abtransportiert worden war.

Herzattacke, Schlaganfall. Die verdammte Kälte. Wenig Vitamine. Es schössen Gisela schon einige Vorstellungen durch den Kopf, als sie sich dem Schlafenden näherte.

»He, Karl!« Sie versuchte es noch einmal. »Verdammt noch mal, gib

Antwort!«
Karl rührte sich nicht. »Scheißkerl!« schimpfte Gisela. »Verdammter Scheißkerl, mach doch keinen Mist! Laß mich in diesem Schlund nicht allein. Du kannst…« Sie stoppte ihr Flüstern. Es war der Schock, der sie so hatte reagieren lassen, denn plötzlich blickte sie auf das Bündel.
Die Decke, den Schlafsack, die Tüten - verlassen. Wo war Karl?
Sie fing an zu lachen. Karl hatte ihr gar nicht antworten können. Er hatte sie nicht gehört, denn er war nicht mehr in diesem Haus. Er mußte es in den letzten Stunden verlassen haben. Vielleicht auch vor ein paar Minuten.
Jedenfalls war er nicht tot. Keinen Herzschlag, kein Schlaganfall. Er lebte noch. Wahrscheinlich hatte er mal gemußt und hockte irgendwo draußen.
Gisela ging zur Seite. Ihre Sohlen schlurften über den schmutzigen Boden.
Sie fühlte sich mies, eingeengt. Die Nacht war schlimm, das wußte sie genau. Sie war irgendwie anders. Nicht ruhig, nicht laut, aber anders.
Vor der Treppe blieb sie stehen, vor der, die in den Keller führte.
Mit den Händen klammerte sie sich am Handlauf fest. Irgend etwas zog sie an, sie konnte aber nicht sagen, was es war. Als wäre dort unten in der Schwärze jemand, der einzig und allein auf sie wartete, um ihr etwas zu zeigen.
Die Finsternis irritierte die Frau. Sie war so grau, so dicht, so anders. Am liebsten hätte sie ihre Sachen gepackt, um zu verschwinden. Das aber brachte sie nicht fertig. Es ging ihr gegen den Strich. Sie dachte auch an Karl, der sie mitgenommen hatte, und sie fühlte sich irgendwie für ihn verantwortlich.
Während sie schlief, war etwas geschehen. Es hatte eine Veränderung gegeben, die Gisela spürte, aber nicht sah. Sie schlich wieder in die ehemalige Portiersloge zurück und faßte in eine schmale Seitentasche ihres Rucksacks.
Dort bewahrte sie die schmale Taschenlampe auf. Für Notfälle war sie immer gut, und die Frau hatte beschlossen, daß hier ein Notfall anlag.
Sie mußte etwas herausfinden, dazu brauchte sie Licht.
Gisela Behle schob sich wieder in den Flur. Der Schlund hatte sie geschluckt.
Die Kälte kam ihr vor wie kalter Ruß, der sich auf ihre Haut gesetzt hatte. Selbst in den Lippen verspürte sie keine Wärme, und ihr Mund begann zu zittern.
Dann hatte sie Karls Lager erreicht. Sie schaltete die Lampe ein und ließ den Strahl kreisen, der nicht viel aus der Dunkelheit hervorholte. Eine schmutzige Umgebung mit Fußabdrücken auf dem Boden. Papier,

viel Dreck, den der Wind hier zusammengefegt hatte, das alles gehörte dazu und störte sie nicht weiter.

Es wunderte sie nur und beunruhigte sie auch, daß sie keine Spuren entdeckte. Auf dem Boden hätten die Abdrücke zu erkennen sein müssen, wäre Karl auf den Ausgang zugelaufen.

Das war nicht der Fall.

Steckte er noch in der Nähe?

Etwas Kaltes glitt über ihren Rücken hinweg, und dieser Hauch war nicht durch eines der Fenster geweht, sondern aus der Tiefe des Kellers gekommen.

Wie ein Omen…

Der Keller!

Was war so Besonderes daran? Nichts. In fast jedem Haus gibt es einen Keller, auch in solchen Riesengebäuden. Dort war die Energiezentrale untergebracht. Da wurde geheizt, vielleicht konnte man dort auch Strom erzeugen. Oft riesige Räume, unheimliche Dome unter der Erde, voller Gefahren steckend.

Auch hier?

Gisela Behle atmete scharf ein, als wollte sie die Qualität der Luft prüfen, die aus dem Schacht nach oben wehte. Sie war irgendwie anders. Nicht nur kälter, auch staubiger oder rußiger. Sie schmeckte nach Vergangenheit, nach altem Dreck, nach Lumpen, nach etwas, das es nicht mehr gab oder geben sollte.

Sie leuchtete über die Stufen hinweg. Der Strahl erfaßte die Kanten. Das Licht riß den Schmutz hervor, der auf den Stufen lag. An einigen Stellen schimmerten sie feucht. Sie waren glatt geworden, ohne daß Eis auf ihnen lag.

Mit den Wänden verhielt es sich ähnlich. Auch sie hatten im Laufe der Zeit Dreck angesetzt. Sie waren grau geworden. Der Staub klebte wie eine dünne Haut auf ihnen.

Am Rand der Treppe blieb Gisela stehen. Bis zu Karls Lager war es nicht weit. Er brauchte nur einige Schritte zu laufen, um die Treppe nach unten zu erreichen.

Aber warum hätte er das tun sollen? Warum sollte er in die Tiefe des Schlunds gehen? Da gab es einfach keinen Grund. Er war doch nicht dumm und blöd.

Oder hatte man ihn geholt?

Der Gedanke daran, nicht allein zu sein, hinterließ bei Gisela Behle eine weitere Gänsehaut. Es wäre furchtbar gewesen, noch von einer dritten Person beobachtet zu werden. Eine schreckliche dritte Person, denn wer hauste schon in einer derartigen Tiefe und fristete hier sein bescheidenes Dasein?

Karl suchen oder verschwinden?

Diese beiden Möglichkeiten kamen in Frage. Wobei Gisela Behle auch

an die Traditionen dachte, die die Berber miteinander verband. Da ließ der eine den anderen nicht im Stich, wenn es eben ging. Und so dachte sie auch. Sie wäre sich wie ein Schwein vorgekommen, wenn sie jetzt einfach verschwunden wäre und Karl seinem Schicksal überlassen hätte.

Er war nicht verschwunden, er mußte sich hier im Haus noch aufhalten.

Der Schlund hatte ihn geschluckt.

»Karl! Karl, verdammt, melde dich!« Sie rief laut hinein in das Dunkel.

Echos rollten durch den Keller und verhallten.

Keine Antwort.

Sie schluckte. »Karl, warum meldest du dich nicht?«

Wieder bekam sie nur die Echos mit, die ihr entgegenwehten. Von Karl jedoch hörte sie nichts.

Was tun? Hinabsteigen? Karl suchen? Vielleicht brauchte er Hilfe. Er konnte durchaus gestürzt sein und irgendwo verletzt liegen und dabei noch ohnmächtig sein.

Alles war möglich. Schlimme Dinge schössen ihr durch den Kopf.

Schreckliche Szenen, und sie hörte plötzlich ein Summen, von dem sie im ersten Moment nicht wußte, ob es tatsächlich stattfand oder ob sie es sich eingebildet hatte.

Nein, das gab es. Sie hatte es genau gehört. Es war irgendwo im Haus aufgeklungen, als hätte jemand eine große Maschine in Gang gesetzt, die irgendwelche Dinge transportierte.

Gisela Behle trat zurück. Die Geräusche waren geblieben. Aber sie hatten sich nicht verändert. Sie kamen näher, sie rollten heran. Für einen Moment durchschoß die Frau der scharfe Strahl der Furcht. Gisela konnte mit den Geräuschen nichts anfangen. Sie kamen über sie, sie waren so rollend, so glatt.

Die Frau stand da und drehte sich auf der Stelle. Sie wußte, daß sich in ihrer Nähe etwas bewegte, aber sie kam nicht damit zurecht, wo das genau passierte.

Der Paternoster!

Plötzlich sah sie ihn in Bewegung. Er funktionierte also noch. Durch ihn war das Geräusch an die Oberfläche gekommen. Jetzt, wo sie das wußte, ging es ihr trotzdem nicht besser. Warum auch? Ein alter Paternoster, dazu in einer Ruine, fuhr nicht einfach los. Da mußte es einen Grund geben. Sie verbannte diesen Gedanken aus ihrem Kopf und leuchtete jetzt die einzelnen Kabinen an, wenn sie aus der Tiefe kamen und nach oben fuhren.

Alle Kabinen schienen leer zu sein. Kein Mensch war zu sehen, nur Dreck. Sie rumpelten weiter, und eigentlich hätte sie auch einsteigen können, aber Gisela traute sich nicht.

Die Lampe in ihrer Hand zitterte, was sich auch auf den Strahl übertrug.

Er bewegte sich ebenfalls zitternd und huschte in die leeren Kabinen hinein, wo es zu einem Spiel aus Licht und Schatten kam.

Plötzlich brüllte sie auf.

Eine Kabine war nicht leer.

Dort sah sie Karl, ihren Kumpel. Nur war er nicht allein, denn er hatte schaurigen Besuch bekommen…

***

Es war nur für einen Moment sichtbar, denn die Kabine bewegte sich weiter. Sie blieb nicht stehen, sie gab aber der Frau sekundenlang die Chance, das Grauen zu sehen.

Gisela Behle wunderte sich, wie es möglich war, daß ein Mensch innerhalb so kurzer Zeit all die Eindrücke verdauen konnte, die ihm vermittelt wurden.

Auf dem Boden lag Karl. Verkrümmt, blutig, als wäre er zerrissen worden. Ein Bündel Mensch, über das sich eine Gestalt geschoben hatte, die so aussah, als durfte es sie nicht geben. Sie war eine Ausgeburt der Hölle. Sie war der Schrecken an sich. Sie war kein Mensch, sie war kein Toter, sie lag irgendwo dazwischen. Braungelb sah sie aus, und einen normalen Kopf hatte sie auch nicht. Dafür entdeckte Gisela das Blut, das sich in der kleinen Kabine verteilte. Dann war die Kabine verschwunden, und die nächste tauchte auf. Sie war leer wie die anderen, abgesehen von dieser einen schrecklichen Ausnahme.

Der Anblick war schlimm gewesen. Gisela wollte auch nicht daran denken.

Sie trat zurück, schüttelte den Kopf, und plötzlich konnte sie nicht mehr. Sie mußte sich übergeben. Rotwein und Sandwich kamen wieder raus. In Wellen zuckten die Ekelgefühle in die. Höhe, und sie taumelte durch den großen Flur, hielt die Augen dabei offen, dann wieder geschlossen und kam ansonsten nicht zurecht.

An einer Wand fand sie eine Stütze. Die Hände auf den Leib gepreßt, den Mund weit aufgerissen. Sie röchelte beim Atmen. Der kalte Schweiß bedeckte ihren gesamten Körper. Im Mund spürte sie einen Geschmack, über den sie lieber nicht nachdenken wollte.

Allmählich hörte das Würgen auf. Gisela Behle holte wieder normal Luft.

Und sie war auch in der Lage, die Geräusche wahrzunehmen.

Doch da war nichts mehr.

Es fuhr kein Paternoster. Die Kabinen waren zur Ruhe gekommen. Auch aus ihrer unmittelbaren Umgebung hörte sie nichts. Keine Schreie, kein Atmen, keine fremden Laute. Eine nahezu beklemmende

Stille umgab sie.

Wieder schluckte Gisela. Sie wischte über ihre Lippen. Plötzlich stellte sie fest, daß sie noch die Taschenlampe in der rechten Hand hielt. Sie mußte lachen. Es hörte sich befreiend an. Es war einfach wunderbar. Es gehörte dazu.

Und es wurde noch schlimmer. Viel lauter. Ihr Lachen hallte durch den Schlund. Es war sicherlich auch im Keller und in den oberen Etagen zu hören. Wenn sich dort jemand aufhalten würde, er hätte sicherlich an eine Wahnsinnige gedacht, die durch das Haus irrte und ihren Gefühlen freie Bahn ließ.

Ihre Beine waren schwer. Dennoch ging sie durch den Flur, und sie rief Karls Namen, aber der rührte sich nicht. Er gab keine Antwort. Die Echos ihrer Stimme verhallten.

Vor der Treppe blieb Gisela Behle stehen. Sie schwenkte die Arme, ohne jedoch mit der Lampe in die Tiefe zu leuchten. »Karl!« rief sie.

»Karl, bist du noch da? Bist du aus dem verdammten Aufzug gekrochen, Karl? Gib Antwort!«

Nein, Karl sagte nichts. Wenn er noch lebte, dann hatte er sich in der Tiefe verkrochen.

»Scheiße!« flüsterte Gisela. »Verdammte Scheiße! Du darfst doch nicht tot sein, Karl. Du hast hier gelegen. Ich habe dich gesehen. In diesem verdammten Lift. Aber du bist nicht tot, verstehst du? Du kannst doch nicht gestorben sein!«

Sie rief ihre Botschaft die Treppe hinab, aber sie wurde nicht gehört. Es blieb still. So verdammt still, und Gisela Behle wußte nicht mehr, was sie noch tun sollte.

Sie atmete heftig. Wieder merkte sie das Würgen in ihrer Kehle und in ihrem Magen. Alles in ihrem Innern hatte sich zusammengezogen. Sie haßte diese Umgebung, die Dunkelheit, den Keller, das Haus.

Karl war hier, das wußte sie. Er lag irgendwo. Aber sie wußte auch, daß sie ihm nicht mehr helfen konnte. Jemand hatte Karl geholt. Eine unheimliche Macht oder Kraft, die sich in diesem alten Gebäude ausgebreitet hatte.

Eine Macht.

Aber welche?

Gisela Behle wollte noch ihre Sache zusammenpacken und dann verschwinden.

Sie schaute auf ihre Armbanduhr, die sie aus einem Billigladen geklaut hatte.

Es war nach Mitternacht. Eine beschissene Zeit. Draußen war es saukalt, auch hier zog es wie Hechtsuppe. Aber sie wollte nicht mehr bleiben. Sie konnte es auch nicht. Dieses Haus war wie ein riesiges, lebendiges Geschwür, das irgendwann alles auffraß. Alles, was lebte, was sich bewegte, auch Menschen.

Während Gisela auf die ehemalige Portiersloge zuging, mußte sie an Karl denken. Sie kannte nicht mal seinen Nachnamen. Sie wußte nichts von seinem Schicksal, seinem Lebenslauf. Sie hatte ihn getroffen, sie waren in dieses Haus gegangen, sie hatten hier in Ruhe schlafen wollen, und das letzte Bild, das sie von Karl gesehen hatte, war einfach schrecklich gewesen. Furchtbar…

Blutig, angefressen. Auf ihm hatte ein Untier gehockt, ein Wesen, das es eigentlich nicht geben durfte. So etwas kam nur in schrecklichen Filmen vor. Sie kannte auch nicht die Bezeichnung für ein derartiges, räuberisches Untier, sie war, meine Güte, wenn sie das jemandem erzählte, man würde ihr nicht glauben.

Gisela Behle betrat die ehemalige Loge. Da lagen ihre Sachen. Der Rucksack, der Schlafsack, sogar noch den Rest des Weines entdeckte sie in der verkorkten Flasche.

Sie packte alles ein. Die Decke, den Schlafsack. Sie tat es schnell und drückte es einfach in den Rucksack hinein, während sie auf dem Boden kniete.

Sie hatte Angst. Sie war hektisch. Aus dem offenen Mund rann Speichel über das Kinn. Es war ihr egal. Sie machte nur weiter. Einpacken, dann wegrennen in die Kälte der Nacht. Irgendwo würde sie schon einen Schutz finden.

Die Taschenlampe packte sie nicht wieder ein. Sie hatte sie in ihren Gürtel geklemmt. Das Taschenmesser steckte in ihrer Hosentasche. Es war eine gute Waffe und multifunktionell.

Sie schloß den Rucksack mit Mühe. Er war nicht so gepackt, wie er sein sollte.

Noch immer kniete sie. Mit beiden Händen hielt sie den schweren Rucksack fest. Sie wollte ihn in der knieenden Haltung auf den Rücken wuchten und hatte ihn schon packt und leicht angehoben, als sie plötzlich zu einer Figur wurde.

Gisela Behle erstarrte mitten in der Bewegung. Ihr Mund war weit aufgerissen, die Augen ebenfalls. In ihnen stand ein Blick, mit dem sie nicht fertig wurde.

Etwas hielt sie fest.

Und nicht nur das.

Es war eine Klaue, es waren Messer, wie auch immer, die sich durch den Stoff der Hose hindurch in ihre linke Wade gebohrt hatten…

***

Der Schmerz war da. Er war betäubend. Aber Gisela bekam ihn nicht richtig mit. Sie merkte, daß etwas Warmes aus der Wunde an der Wade hervorsickerte.

Blut - ihr Blut!

Noch war der Schmerz nicht da, noch stand sie unter einem Schock.

Sie wußte auch nicht, was hinter ihr genau passiert war, aber sie zerrte ihren Rucksack in die Höhe, und sie drehte sich selbst dabei um. Der Rucksack machte die Bewegung mit.

Er prallte gegen ein Untier.

Es war nicht genau zu erkennen. In der Dunkelheit verschwammen die Umrisse. Etwas Helles oder Gelbes war ihr schon für einen Moment aufgefallen, dann prallte ihr Rucksack gegen das Geschöpf und schleuderte es weg.

Der Schmerz war schlimm. Auf einmal durchfloß er sie wie heiße Feuerzungen.

Sie schrie und jammerte. Sie kam beim ersten Versuch nicht hoch, weil die linke Wade zu sehr brannte. Gisela Behle schrie, aber es war niemand da, der sie hörte. So blieb sie allein in ihrer Angst vor dem Unheimlichen.

Sie konnte nicht stehen. Auf allen vieren kroch sie dem Ausgang entgegen.

Sie heulte Rotz und Wasser. Sie jammerte und wimmerte vor sich hin. Den Rucksack schob sie vor sich her.

Weiter, nur weiter.

Alles war anders. Die ganze Welt hatte sich verändert. Sie war zu einem Kaleidoskop der Schmerzen geworden. Ihr linkes Bein brannte. Blut floß aus einer tiefen Wunde hervor und hinterließ auf dem Boden einen dunklen, schmierigen Streifen.

Gisela Behle hatte innerlich abgeschaltet. Sie wußte nicht, wo sie sich befand. Es gab keine Richtung mehr für sie. Wie ein Wurm kroch sie durch das Haus. Irgendwo war der Ausgang. An einer Stelle, von der die Kälte kam und ihr ins Gesicht floß.

Sie kroch weiter, schob den Rucksack weiterhin vor sich her. Ihr linkes Bein brannte, als wäre es in Säure getaucht worden. Vielleicht wurde es ihr abgerissen, wer konnte das schon sagen? Sie verlor es auf dem Weg in die Freiheit.

Gab es die überhaupt noch?

Gisela kroch weiter. Sie entkam dem Schlund, denn irgendwann erwischte sie der echte Wind. Er biß in ihr Gesicht wie ein Peitsche.

Gisela Behle weinte. Sie merkte es nicht. Sie nahm nicht mehr wahr, was sie noch tat. Alles geschah automatisch. Sie ließ das Haus hinter sich, der Schlund hatte sich geschlossen, und irgendwann hörte sie plötzlich Stimmen, sah Lichter, dann brach sie zusammen…

***

»Bist du sauer, daß du hier bist?« fragte mich Harry Stahl und grinste mir ins Gesicht.

»Wie kommst du darauf?«

»Dein Gesicht, John.«

»Vergiß es. Ich bin es nur langsam leid mit dieser verdammten Kälte. Seit Monaten dauert sie nun schon. Hier bei euch ist sie ja noch schlimmer. Nichts taut.«

»Stimmt genau«, bestätigte Harry Stahl. »Und wenn etwas taut, dann lecken die Rohre.«

Ich goß mir Kaffee nach. Das Frühstück in diesem Magdeburger Hotel war nicht gerade das Gelbe vom Ei, aber ich hatte Hunger und aß auch noch ein zweites Brötchen.

Harry Stahl schaute mir dabei zu. Er hatte mich kommen lassen, weil es um einen Fall ging, mit dem er nicht zurechtkam. Es ging um Menschen, sie waren spurlos verschwunden. Mindestens zehn an der Zahl. Zwei waren Landsleute von mir.

Ich trank den Kaffee, der Klassen unter dem lag, was Linda Perkins kochte, aß noch etwas von der Wurst auf einem Brötchen und spülte mit Saft nach, um den Kaffeegeschmack wegzubekommen. Nein, das war nicht das Wahre, aber was sollte man machen?

»Und?« fragte Harry.

»Wie meinst du das?«

»Denkst du schon darüber nach, wie wir den Fall lösen können oder lösen werden?«

»Nein«, erwiderte ich ehrlich. »Darüber kann ich gar nicht nachdenken. Ich weiß einfach zuwenig.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Dann hättest du es doch ändern können.«

Stahl strich durch sein dunkles Haar, das ein paar graue Strähnen optisch auflockerten. Er sah wieder besser aus, nachdem er einen guten Job bekommen hatte und nicht mehr als Detektiv von der Hand in den Mund leben mußte. »Vielleicht hätte ich das sogar ändern können, John, aber die Zeiten vor der Wende sind schon so lange her. Zwar nur sechs Jahre, aber mir kommt alles doppelt so lang vor.«

»Du siehst also in den alten Zeiten die Anfänge.«

»So ist das.«

»Wieso?«

»Da sind sie verschwunden, John. Einfach weg, verstehst du? Plötzlich waren die Menschen nicht mehr da. Spurlos, sagt man dazu wohl. Aber das darf nicht sein in der neuen Zeit. Ich habe den Job bekommen und hoffe, daß du mir dabei helfen kannst, denn nach der Wende ging es weiter, John.«

»Es verschwanden noch welche.«

»Unter anderem Briten. Ob es zehn Personen sind oder mehr, das wissen wir nicht, aber jemand muß den Fall lösen, und den hat man mir aufgebrummt.«

»Wobei er nichts für deine normalen Kollegen ist?«

»Richtig geraten.«

»Warum nicht?«
»Man glaubt nicht daran, daß die Leute normal verschwunden sind. Da muß mehr dahinterstecken.«
»Was?«
Harry verzog den Mund. »Muß ich dir das sagen? Eine andere Macht. Dämonen, wie auch immer. Jedenfalls waren sich meine neuen Vorgesetzten darüber einig, daß es etwas für mich ist.«
»Wo sind die Leute verschwunden?«
»Alle in einem bestimmten Umkreis. Wir sitzen praktisch in der Nähe und brauchen nur einige Kilometer zu fahren, dann werden wir mehr sehen können.«
»Was denn?«
»Eine Zeugin, zum Beispiel. Sie liegt im Krankenhaus. Ich hoffe, daß sie vernehmungsfähig ist.«
»Das ist mir neu.«
Harry nickte. »Weiß ich. Ich selbst habe es erst heute morgen richtig mitbekommen.«
Ich schob den Kaffee zur Seite. »Was hat diese Zeugin genau gesehen?«
Harry hob die Schultern. »Das weiß ich nicht, John. Aber sie ist einer verdammten Falle entwischt. Es war Zufall, daß man sie fand. Einige Männer, die zufällig in der Nacht unterwegs waren, entdeckten sie. Die Leute mußten zur Montage und sollten sehr früh an einer Sammelstelle abgeholt werden.«
»Wie heißt die Zeugin?«
»Gisela Behle.«
»Sie liegt jetzt im Krankenhaus und wird behandelt.«
»So ist es. Man hat ihr«, Harry schüttelte den Kopf, als wollte er es selbst nicht glauben, »ein Stück Wade herausgerissen. Stell dir das vor, John, ein Stück Wade!«
»Wer?«
»Das werden wir herausfinden.«
»Hat sie denn nichts gesagt?«
»Nein. Oder doch. Du kennst doch die Leute. Wer glaubt denn schon derartige Aussagen?«
»Stimmt auch wieder.«
»Die Frau ist ausgelacht worden, auch von meinen Kollegen. Immerhin hat man ein Protokoll angefertigt. Ich bin an dieses Protokoll herangekommen, was natürlich sehr interessant war. Zudem habe ich die Aussagen ernst genommen. Die Kollegen haben ja getan, als wären die Aussagen im Fieberwahn gemacht worden. Daran glaube ich wiederum nicht. Diese Gisela Behle ist von einem Monstrum verfolgt worden, das wohl auch ihren Freund umgebracht hat.«
»Rede ruhig weiter, Harry, es wird interessant.«

»Mehr weiß ich nicht, nur, daß es in einem alten Verwaltungsgebäude passierte, das zu einem Industriekombinat gehörte. Es ist längst stillgelegt worden und gammelt so vor sich hin, wie auch der Bau.«

»Was hat sie darin zu suchen gehabt?«

»Sie wollte übernachten, John. Einen Platz suchen, an dem es nicht mehr so kalt war.«

»Mit dem anderen, der jetzt tot ist.«

»Ja.«

Ich blickte auf die Uhr. »Weißt du schon, wann wir die Frau besuchen?«

»Nein, aber wir können sofort verschwinden, wenn du fertig bist.«

»Ja, das bin ich. Es war nicht der Nabel der Welt, dieses Hotelfrühstück. Das war das Geld nicht wert!«

Ich tupfte mir die Lippen ab, ließ ein Croissant zurück, das aussah wie aufgebacken, dann folgte ich meinem Freund Harry Stahl durch den Anbau in die Hotelhalle, die auf mich einen kühlen Eindruck machte.

»Willst du noch mal hoch, John?«

»Ja, ich werde mir noch die Hände waschen. Warte die paar Minuten auf mich.«

Es dauerte nicht lange, da war ich wieder zurück. Harry saß in einem Sessel und blätterte eine Zeitung durch. Er legte sie weg, als er mich sah.

»Hast du was entdeckt?«

»Nein, John, nichts. Es ist nichts über den nächtlichen Vorfall geschrieben worden.«

»Gut.«

Wir verließen das Hotel und wurden wieder an die rauhe mitteldeutsche Wirklichkeit erinnert, denn der Wind schnappte nach uns wie die kalten Pranken eines Raubtiers. Er fegte in unsere Gesichter. Der Osten hatte alle Tore geöffnet, und auch die am Himmel stehende Sonne brachte kaum Wärme.

»Wenn es Frühling wird, gebe ich einen aus«, sagte Harry, als er auf seinen Dienstwagen zulief, der zwischen zwei leeren Steinschalen parkte.

»Ich auch.«

Harry schloß auf. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz und streckte die Beine aus. »Zuerst zum Krankenhaus und mit der Zeugin sprechen. Und was machen wir danach?«

»Es könnte sein, daß wir uns dann einen Platz für die Nacht suchen, John.«

»Wieso? Ich habe einen. Es ist zwar kein Luxushotel, aber ich bin mit dem Bett zufrieden.«

Harry fuhr an. »Es lobt den Mann die Arbeit und die Tat«, zitierte er.
Damit kam ich nicht zurecht. Er sah, wie ich den Kopf schüttelte und gab eine Erklärung ab: »Dieser Spruch steht an dem Gebäude, das möglicherweise unser nächstes Nachtlager werden kann.«
»Meinst du?«
»Ich sehe nur diese Chance. Und ich will dir ehrlich sagen, daß ich allein kalte Füße bekommen hätte. Das Haus ist ein gewaltiger Sarg, ein Moloch, ein Schlund, der alles frißt und auch verdaut.«
»Zählst du die Menschen dazu, Harry?«
»Sicher, John…«

***

Das Krankenhaus, in dem die Zeugin untergebracht war, konnte man nicht eben als eine Offenbarung betrachten. Wenn es innen so aussah wie außen, dann gute Nacht. Die alte Fassade war zum Teil abgeblättert, so daß die Ziegel zum Vorschein gekommen waren. Es sollte wohl bald renoviert werden; an einer Seite war bereits ein Gerüst errichtet worden.
Wir hatten den Parkplatz gefunden und stiegen aus. Der Wind fegte zwischen den kahlen Bäumen hindurch und erwischte auch unsere Gesichter. Die Kälte zu verfluchen, hatte keinen Sinn, laut Wetterbericht blieb sie noch ein paar Tage.
Eine Glastür mußten wir aufdrücken, und einige Schritte später hatte ich wirklich das Gefühl, in einem Krankenhaus zu stehen, denn es roch genauso.
Von einer modernen Klinik war hier nicht viel zu spüren. Düstere Wände, ein alter Aufzug, ein ebenfalls altes Treppenhaus. Die Bänke und Stühle im Eingangsbereich waren von Kranken und Besuchern besetzt.
Alles sah ziemlich traurig und irgendwie abgewirtschaftet aus. Ich überließ Harry Stahl die Formalitäten. Er sprach mit einer Schwester an der Anmeldung, die sich alles anhörte, um danach zum Telefonhörer zu greifen.
»Wen ruft sie an?« fragte ich.
»Den Stationsarzt.«
»Und warum?«
»Ich möchte vorher mit ihm reden. Vielleicht kann er uns ja mehr über die Frau sagen.«
Wir griffen nach jedem Strohhalm und hatten auch diesmal Glück. Der Stationsarzt war ein gewisser Dr. Klinger, der uns in der zweiten Etage erwarten würde.
Wir bedankten uns und gingen die Treppen hoch. Den Fahrstuhl überließen wir anderen. In der zweiten Etage sahen wir die Glastür, deren rechte Hälfte offen stand. Der Name Dr. Klinger fiel uns ins

Auge. Er war in großen Buchstaben an die Wand gemalt worden, um zu zeigen, wer hier auf der Station der Chef war.

Wir fanden den Mann in einem Pausenraum, wo er saß, Kaffee trank und ein Brötchen aß. Eine Zeitung lag neben ihm, aus der rechten Kitteltasche schaute ein Handy hervor.

Wir klopften an. Der Arzt drehte den Kopf, kaute und winkte mit einer Hand. Dann schluckte er und sagte: »Kommen Sie ruhig näher, ich beiße nicht, meine Herren.«

»Das glauben wir Ihnen gern«, sagte Harry.

Zwei Stühle fanden wir auch. Dr. Klinger war ein Mann in den Vierzigern, dessen Haare lockig auf dem Kopf wuchsen. Unter seiner breiten Stirn »leuchteten« die buschigen Brauen. Den schmalen Mund verzog er zu einem Lächeln, als wir auf den beiden Stühlen unsere Plätze gefunden hatten.

»Sie kommen wegen dieser Gisela Behle.«

»Stimmt, Dr. Klinger.«

»Sind Sie Polizist?«

Harry wiegte den Kopf. »So ähnlich. Sagen wir so: Ich arbeite für die Regierung.«

»Aha. Und Ihr Begleiter?«

»Ebenfalls«, erklärte ich. »Nur nicht für die deutsche. Ich bin Brite, Herr Dr. Klinger.«

»Ja, das höre ich. Da scheint der Fall wohl international zu sein.«

»Was können Sie uns über die Person sagen, ohne Ihre ärztliche Schweigepflicht zu verletzen? Wir müssen davon ausgehen, daß sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.«

Dr. Klinger betrachtete für einen Moment seine kräftigen Finger. »Einem Verbrechen?« murmelte er und wiegte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Auf meinen Eid nehmen würde ich es nicht.«

»Weshalb nicht?« fragte ich. »Sie ist verletzt worden.«

»Am Bein.«

»An der Wade, Herr Sinclair«, erklärte der Arzt.

»Wie sah die Verletzung aus?«

Dr. Klinger räusperte sich. »Das bereitet uns ein wenig Probleme. Zuerst dachten wir an einen Hundebiß, denn aus der Wade wurde ein Stück Fleisch herausgerissen. Aber die ›Abdrücke‹ stimmten nicht mit denen eines Hundes überein. Wir haben extra einen Experten angeheuert, um auf Nummer Sicher zu gehen. Und er erklärte, daß dieser Biß nicht von einem Hund stammte. Sie müssen bedenken, daß der Frau ein Stück Wade fehlt!«

»Wer hat denn nun gebissen?« fragte ich.

»Das ist unser Problem.«

»Sie haben doch ›Abdrücke‹«, sagte Harry Stahl.

»Haben wir, Herr Stahl. Nur«, der Arzt schüttelte den Kopf und

schaute auf seine Füße. »Diese Abdrücke geben uns ebenfalls Rätsel auf. Sie können durchaus von einem Menschen stammen, der sich in diese Wade festgebissen hat.«

»Nicht nur festgebissen«, sagte Harry. »Er hat auch ein Stück herausgerissen.«

»So ist es.«

»Und welcher Mensch tut so etwas?« fragte Harry.

Dr. Klinger wollte lächeln. Es klappte nicht so ganz. »Ich weiß es nicht, Herr Stahl, aber in dieser Welt gibt es viele Verrückte, die etwas tun, was keiner von uns nachvollziehen kann. So ist es auch dieser Patientin ergangen. Ich weiß nicht, wer sie gebissen hat, aber es wird schwer werden, ihr Bein zu retten. So, wie sie noch vor einer Woche gelaufen ist, wird sie nie mehr gehen können, das steht auch fest, meine Herren. Ich mache mir Sorgen, und ich merke auch, daß in mir etwas hochquillt, mit dem ich noch nie zu tun hatte. Ich weiß keine Erklärung, aber ich habe Furcht.«

»Kann ich mir denken«, sagte Stahl. »Noch mal gefragt, Doktor. Ein Hund war es nicht?«

»Nein. Alle Anzeichen weisen auf das Gebiß eines Menschen hin. So schlimm und unwahrscheinlich es sich auch anhört. Man könnte meinen, es mit einem Kannibalen zu tun zu haben.« Dr. Klinger schaute uns an.

»Was sagen Sie dazu? Sind Sie erschreckt?«

»Wenn, dann zeigen wir es nicht«, erwiderte Harry.

»Gut.«

»Aber wir können mit der Patientin reden?« fragte ich.

»Ja, das können Sie. Ich weiß natürlich, über was Sie mit ihr sprechen wollen, und ich denke, daß sie den Schreck des Angriffs noch nicht verkraftet hat, wobei ich davon ausgehe, daß sie ihn kaum verkraften kann oder wird, deshalb möchte ich Sie bitten, bei ihr etwas vorsichtig und behutsam zu sein.«

»Ja, das versteht sich«, versprachen wir.

»Dann zeige ich Ihnen das Zimmer. Wir haben Frau Behle in ein Einzelzimmer gelegt, aber ich weiß nicht, wer ihren Aufenthalt hier zahlen soll.«

»Sie hat das Armenrecht«, sagte Harry.

Der Arzt hob die Schultern. »Daran wird man sich in diesem Land wohl bald gewöhnen müssen, wenn immer mehr Menschen arbeitslos werden oder sogar die Wohnung verlieren. Diese Probleme können wir hier leider nicht lösen, sonst wäre schon etwas geschehen…«

Keiner von uns widersprach.

***

»Ich kenne euch nicht«, sagte Gisela Behle mit schwacher Stimme.

»Wie heißt ihr?«
Wir wiederholten noch einmal unsere Namen.
»Aber du bist kein Deutscher«, sagte sie zu mir.
»Das stimmt.«
Ihr kleiner Kopf verschwand fast in dem dicken Kissen. »Verdammt noch mal, bin ich plötzlich sogar für einen Ausländer wichtig geworden? Ich, die Pennerin, die nichts wert ist?«
»Jeder Mensch ist etwas wert«, erwiderte ich.
»Bitte nicht, Sinclair. Nicht diese Philosophie, die von der Praxis längst überholt ist. Mein Leben war in den letzten Jahren nur noch beschissen, und jetzt bin ich ganz unten. Tiefer geht es nicht mehr. Ich besitze nichts, abgesehen von meinem Rucksack und dem Inhalt. Sogar ein Stück Wade fehlt mir. Das nehmen sie dann den Ärmsten der Armen auch noch ab.«
»Wer tat es?« fragte Harry.
Die Frau schwieg. Sie schloß auch die Augen. Ihr Gesicht mußte einmal hübsch gewesen sein, aber die letzten Jahre hatten schlimme Spuren hinterlassen. Sorgenfalten wirkten wie eingebrannt. Der Mund zeigte einen depressiven Zug nach unten. Aus ihren Augen war der Glanz verschwunden.
Nach einer Weile schaute sie uns wieder an. »Ihr seid ja noch immer da.«
»Wir warten auf eine Antwort«, sagte Harry.
»Es geht mir gut. Ja, es geht mir gut. Ich liege hier im Bett. Ich werde noch lange hier liegen. Ich kriege regelmäßig zu essen, werde gewaschen - es geht mir gut. Ich werde bestimmt erst wieder im Sommer rauskönnen und…«
»Was geschah mit Ihnen, Frau Behle?«
»Das habe ich den Bullen schon gesagt.«
»Wir würden es gern noch einmal hören.«
»Glaubt Ihr den Bullen nicht?«
»Manchmal ist es besser, wenn man es von der Person hört, die echt betroffen ist.«
»Das war Karl auch.«
»Wer ist das?« fragte ich.
»Der Kumpel, den es erwischt hat. Die Bullen haben euch davon nichts erzählt?«
»Nein.«
»Er war nur noch ein blutiger Klumpen, als er in der Kabine des Paternosters hockte.«
»Ein Paternoster, der funktionierte?« hakte ich nach.
»Ja, auf einmal. Mitten in der Nacht.« Sie schaute zur Decke und versuchte dabei, die rumpelnden Geräusche nachzumachen, die dieser Aufzug verursacht hatte. »Es kam mir vor, als wäre er aus der Hölle

gekommen.« Sie deutete ein Nicken an. »Ja, es ist durchaus möglich, daß in der Tiefe des Hauses die Hölle liegt und von einem Teufel verlassen wurde, der mich gepackt hat.«

»Können Sie das genau erklären?«

»Warum denn, Sinclair?«

»Und nicht nur das«, sagte ich. »Am besten wird es sein, wenn Sie von vorn anfangen.«

»Das kann ich nicht ohne einen Schluck.«

»Wo steht das Wasser?«

»Neben dem Bett.«

Wir fanden dort eine Flasche. Ich schenkte ein hohes Glas voll und drückte es der Frau zwischen die verletzten Hände. Die Haut war rissig geworden, und auch sonst hatte sie stark gelitten.

Gisela Behle trank. Nach dem dritten Schluck ging es ihr besser. Zwar mußte sie aufstoßen, aber sie hatte ihre Stimme klären können. Mit dem Blick auf das Fenster gerichtet, dessen Glas zur Hälfte trübe war, fing sie an zu reden.

Wir hörten sehr genau zu und erfuhren die Geschichte einer schrecklichen Nacht. Wir merkten uns die Beschreibungen gut, die Gisela Behle von sich gab, und wir unterbrachen sie nicht durch irgendwelche Zwischenfragen. Als sie von der Entdeckung ihres Kumpels erzählte, fing sie an zu weinen, und sie weinte auch, während sie von der Attacke auf sich selbst sprach und dieser grauenvollen Gestalt, die wie aus dem Nichts erschienen war. Sie hatte es trotzdem geschafft, ihr zu entkommen, sie war geflohen und zum Glück von einigen Männern gefunden worden, die sie dann in die Obhut eines Notarztes übergeben hatten.

»Jetzt wißt ihr alles«, sagte sie. Die Frau trank ihr Glas leer und stellte es weg. »Es hat mich erwischt, und ich weiß jetzt, daß man den ärmsten Schweinen noch immer etwas wegnehmen kann. Ein Stück Körper oder das Innenleben. Niere, Milz, wie auch immer. Das verdammte Leben taugt einfach nichts.«

Wir konnten ihr nicht widersprechen, aber wir hingen tief in unseren Gedanken und mußten davon ausgehen, daß auch die anderen Verschwundenen Opfer dieses schrecklichen Mörders geworden waren, der in diesem verdammten Bau hockte.

»Was sagt ihr denn?« fragte die Verletzte.

»Nicht viel«, gab Harry zu.

»Glaubt ihr mir?«

»Ja.«

»Was?« Plötzlich war sie munter. »Ihr glaubt mir? Ihr glaubt mir wirklich?«

»Warum nicht?«

»Das hat bisher keiner getan, Sinclair. Man hat mich für eine alte

Spinnerin gehalten, für eine, die ihr Gehirn versoffen hat. Man war sauer auf mich, man dachte, daß ich die Bullen verarschen würde, aber das habe ich nicht getan. Es ist alles so passiert, wie ich es euch gesagt habe, Freunde.«

»Ja, stimmt.«

»Und was jetzt, meine Herren? Was wollen Sie unternehmen?«

»Liegt das nicht auf der Hand?« fragte Harry.

Frau Behle lachte. »Ihr wollt in das Haus, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Und dann?«

»Werden wir dort auch eine Nacht verbringen.«

»Unten im Keller?«

»Wenn es sein muß«, sagte ich. »Kennen Sie den Keller denn?«

»Nein, nein«, sagte die Frau, »den kenne ich nicht. Ich habe mich nicht hineingetraut. Ich bin vor der Kellertreppe stehengeblieben, aber ich habe gespürt, daß dort unten etwas lauert.«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich.

»Feeling, Sinclair. Da kam etwas hoch. Etwas Unheimliches, das ich nicht fassen konnte - das mir Angst machte. Eine unsichtbare Botschaft aus der Hölle.«

»Sie haben das Geschöpf aber gesehen?« hakte ich nach.

»Das habe ich. Aber fragen Sie mich nicht, wie es aussah. Es war nur ein Schatten, ein Hauch. Gelb, glaube ich. Gelblich und beinern. Wie ein Skelett. Eine Leiche, die lebt.« Gisela Behle schüttelte sich und zerrte die Decke noch höher.

»Können wir sonst noch etwas für sie tun?« fragte Harry.

Die Frau überlegte. »Ja, könnt ihr.«

»Bitte.«

Sie überlegte nicht lange und sprudelte förmlich mit dem Vorschlag hervor.

»Ich habe euch doch informiert. Wie ich weiß, zahlt man Informanten immer ein kleines Sümmchen. Das ist bei der Polizei so üblich. Ich denke, daß ich mir auch etwas verdient habe. Oder seid ihr zu geizig, einer armen Frau etwas zu geben?«

Ich schaute Harry an, der die Schultern hob und dabei seine Brieftasche hervorholte. Auch ich hatte Geld gewechselt. Gisela Behle bekam von jedem einen halben Hunderter. Damit war sie zufrieden. Über ihr Gesicht huschte ein Lächeln. »Damit werde ich eine Weile rumkommen. Außerdem werde ich eine Krücke brauchen.«

»Warum?« fragte Harry.

»Hör auf, Mann, tu nicht so. Der Arzt wird euch doch gesagt haben, was mit meinem Bein los ist. Glaubst du wirklich, daß das noch mal in Ordnung kommt?«

»Man kann nie wissen.«

»Nein, wahrscheinlich werde ich es verlieren und immer mit einer Krücke rumhumpeln. Nichts geht mehr. Das ist nun mal im Leben so, Freunde.«

»Wir werden noch mal vorbeischauen«, versprach ich.

»Ach ja?«

»Und wir werden Erfolg haben.«

Sie lachte, aber dann heulte sie plötzlich los und wollte, daß wir verschwanden.

Ich schloß die Tür und blieb auf dem Flur neben Harry Stahl stehen.

»Schlimm«, sagte er, »sehr schlimm. Diese Frau Behle hat es verdammt hart erwischt. Aber es geht ihr noch immer besser als den übrigen Verschwundenen.«

»Kennst du das Haus?« fragte ich.

»Ja, ich kenne es. Und wir sollten so rasch wie möglich losfahren.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden.

***

»Komm hoch!« rief Tom Dohle, der nach dem zweiten Klingeln die Tür geöffnet hatte. Er wußte, daß seine Besucherin bereits unten im Flur stand und ihn hören konnte.

»Ich dachte, wir wollten los.«

»Ja, gleich. Es kommt ja nicht auf die Minute an.«

»Du bist ein Penner.«

»Danke.« Tom Dohle zog sich wieder in seine Wohnung zurück, die aus zwei Zimmern bestand. Altbau, große Räume. Zu ihnen gehörten auch eine Toilette und eine Dusche. Ansonsten legte der dunkelhaarige Tom mit dem Kindergesicht und der runden Brille nicht viel Wert auf eine Einrichtung. Ein Schreibtisch war wichtig, ein PC, auch ein Bett. Die Kochstelle hätte auch in einen Campingwagen gepaßt. Allerdings standen einige Rotweinflaschen in Reih und Glied auf dem Boden, die Hälfte davon noch gefüllt. Einen Rucksack besaß Tom ebenfalls und eine gute Kamera, die noch auf dem Schreibtisch lag. Er selbst stand daneben, rauchte eine Filterlose und schaute sich im Fernsehen eine Game Show an.

Hinter ihm trat die Besucherin so hart mit ihrem rechten Bein auf, daß Tom zusammenzuckte. Er drehte sich um und sah Kollegin Vicky Meininger vor sich.

»Hi…«

»Kommst du jetzt?«

»Gleich.«

»Was interessiert dich an der Glotze?«

»Die Game Show.«

»Warum?«

»Weil ich darüber schreiben soll.«

»Das kannst du auch morgen machen. Ist doch sowieso immer das gleiche. Der neue Job ist wichtiger.«

»Meinst du?« Tom hatte sich neben die Fensterbank gestellt, auf der auch der Ascher stand.

»Klar meine ich das. Es war doch besprochen, daß wir uns auf dem Gelände umschauen.«

»Schon gut.«

Vicky Meininger gehörte zu den jungen Frauen, die das Leben forsch durchschritten. Sie hatte den Job bei der Zeitung bekommen; man hatte ihr eine Chance gegeben. Sie konnte sich als freie Mitarbeiterin um Themen kümmern, die einfach außergewöhnlich waren. Sie hatte keinen Druck, sie brauchte nicht jeden Tag etwas abzugeben, aber wenn sie eine Geschichte hatte, dann war sie wie ein Bluthund und ließ nicht locker. Das wußte auch Tom Dohle, der Fotograf, der Vicky schon auf mancher Tour begleitet hatte und deshalb wußte, wie klettenhaft starr sie sein konnte, wenn sie etwas wollte.

Vicky war blond. Das Haar umhing in Fransen ihren Kopf. Sie hatte ein schmales, eher farbloses Gesicht, aber hellwache Augen, und sie wirkte immer wie auf dem Sprung stehend. Sie war ein Jeans-Girl. Im Winter und im Sommer - nichts anderes kam für sie in Frage. Auch jetzt trug sie eine Jeansjacke, selbstverständlich gefüttert, darunter die Jeansweste und ein Jeanshemd. Natürlich gehörte dazu auch eine Jeanshose, nur die Schuhe bestanden aus weichem Leder und waren gefüttert.

»Was ist denn nun?«

»Ruhe, immer mit der Ruhe.«

»Willst du kneifen?«

»Nein, aber keine Hast. So wichtig ist es nicht.«

»Aber du wolltest doch von dem Bau Aufnahmen machen.«

»Na und? Das kann ich doch.«

»Klar, noch ist es hell.«

»Ich werde sie auch bei Dunkelheit schaffen.« Tom Dohle setzte sich auf seinen Regiestuhl. »Aber ich frage mich, ob das alles Sinn macht, was du da durchziehen willst.«

Vicky verdrehte die Augen. »Jetzt komme ich nicht mehr mit, Tom. Natürlich macht es Sinn. Das war abgesprochen. Dieser Bau ist mir aber nicht geheuer. Ich habe das zufällig von dieser Behle mitbekommen, als ich bei den Bullen war. Diese Frau klang verdammt glaubwürdig, und ich will nicht lockerlassen.«

»Brauchst du auch nicht.«

»Was ist mit dir?«

»Ja, ich gehe mit.«

»Begeistert klang das nicht.«

»Ich will auch nicht jubeln. Ich habe keine Lust dazu. Ich weiß nicht,

was da noch auf uns zukommt. - Das sind doch Spinnereien.«
»Und wenn schon. Du brauchst nur ein paar gute Fotos zu schießen, mehr nicht.«
»Wovon?«
»Innen und außen.«
»Was ist mit dieser Behle?«
»Nichts weiter. Sie hat etwas gesehen, und ich will einfach nachforschen. Du bist doch aus dieser Gegend hier. Wie mir zu Ohren gekommen ist, sind einige Menschen in der letzten Zeit hier einfach verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt. Gibt dir das nicht zu denken, Tom?«
»Nein.«
»Himmel, hast du die Ruhe weg.«
»Verdammt noch mal, es verschwinden immer wieder Leute! Vor allen Dingen Rumänen, Russen, Tschechen. Du weißt doch, was hier los ist. Da holst du nie eine Geschichte raus. Da ist schon alles geschrieben worden.«
»Aber nicht über den Schlund.«
»Über wen?«
»So wird das alte Gebäude genannt. Der Schlund, das Haus, der Bau, der alles schluckt, der irgendwie lebt, obwohl er wie tot aussieht und...«
»Herrjeh, hast du eine Phantasie!«
»Nein und ja. Ich sage dir eines, Tom, wir werden in diesen Schlund hineingehen, und ich bin sehr gespannt darauf, wie du dich verhalten wirst.«
»Ich werde knipsen. Zehn Filme, wenn du willst. Und dann ist die Sache für mich erledigt.«
»Für mich auch.«
»Wer zahlt denn die Fotos?« fragte Tom.
»Die Zeitung.«
»Ist das sicher?«
»Wenn ich es dir sage. Das ist ein Auftrag, ein Job, der gut bezahlt wird. Tom, ich weiß, daß wir da Kohle machen können. Dafür wird sich nicht nur ein regionales Käseblatt interessieren, diesen Bericht werden wir auch überregional verkaufen können. Du und ich, wir beide machen unseren Schnitt.«
Es war wie immer. Tom Dohle unterlag. Er kam gegen Vicky einfach nicht an. Sie hatte das Heft in die Hand genommen und ließ es sich auch nicht aus den Fingern zerren.
Der Fotograf mußte jedesmal erst »geweckt« werden. Wenn er dann einmal Blut geleckt hatte, war er super. Da schoß er die besten Bilder, oftmals aus den unmöglichsten Perspektiven.
»Womit fahren wir denn?« fragte er und drehte sich noch eine

Zigarette.
»Mit meinem Käfer.«
»Sehr gut.«
»Keine Sorge, Tom, du brauchst deinen Flitzer nicht erst aus der Garage zu holen.«
»Das ist kein Flitzer.« Er zündete sich den Glimmstengel an. »Das ist schon eine Geldanlage. Ein Mercedes, der seine fünfzehn Jahre auf dem Buckel hat. So etwas findest du selten auf der Straße.«
»Solange es halt noch verbleites Benzin gibt. Ich habe den Käfer umrüsten lassen. - Und jetzt komm!«
Tom Dohle schnappte seine Klamotten und folgte der Frau. Er schüttelte den Kopf. Irgendwie kam er nicht mit der Kleinen zurecht. Die war viel zu hektisch, aber sie hatte Erfolge, das mußte man ihr lassen. Ihre Geschichten waren immer kleine Knüller. Sie hatte auch schon so manchem Politiker auf die Zehen getreten. Sie war halt gut.
Dohle schloß die Tür ab. Vicky lief bereits die Treppe hinunter. Der Schlüssel steckte noch im Schloß, als Tom den Schweißausbruch mitbekam. Er überfiel ihn plötzlich, und er war wie ein Angststoß, dem er nichts entgegensetzen konnte. Eine Warnung, das Unterbewußtsein spielte verrückt. Der Schweiß lag in kleinen Kugeln auf seinem Rücken und der Stirn. Dabei war es saukalt.
Wovor wollte man ihn warnen?
Vor dem Haus?
Er kannte es nicht persönlich. Nur von Bildern her, aber wenn er daran dachte, durchfuhr ihn schon ein Schauer, denn alte Häuser wie dieses konnten schon Unbehagen hervorrufen.

***

»Warum sagst du nichts?« fragte Vicky Meininger, die den Käfer über das Werksgelände lenkte. Eine tote Landschaft, Ruinen aus Rost und Mauerwerk, die auch in einen Endzeitfilm gepaßt hätten. Rohre, halbzerstörte Hallen, Träger, die irgendwohin ragten, als wollten sie mit stählernen Klauen nach etwas greifen. Pfützen auf dem Boden, manche mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Andere wiederum hatten nicht zufrieren können, weil sie aus irgendeiner Chemikalie bestanden.
»Ist das eine Welt!« flüsterte der Fotograf.
»Das Erbe des glorreichen Erich. Alles so stark verseucht, daß kein Investor das Grundstück übernehmen will. Hier gaben sich früher Kohle, Stahl und Chemie die Hand - und heute?«
»Sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht.«
»Nein, die können hier nicht überleben. Die haben sich zurückgezogen und sind nicht so dumm wie die Menschen.« Vicky winkte ab, dann hoppelte der VW über Gleise, die die Fahrerin zu spät

entdeckt hatte, und sie fing an zu schimpfen.

Ihr Ziel war bereits zu sehen. Sie hatten die Hochofenanlage hinter sich gelassen, rollten jetzt nach links und sahen das ehemalige Verwaltungsgebäude des Konzerns, diesen Bau aus dem Beginn des Jahrhunderts, ein Meisterwerk des Klassizismus, das sogar zwei Kriege unbeschädigt überstanden hatte und noch jetzt wie ein Wächter alles andere überragte.

Der Fotograf schüttelte sich, als wäre ihm kalt geworden. Dabei funktionierte die Heizung recht gut.

»Hast du was, Tom?«

»Im Prinzip nicht, aber mir schlägt der Anblick dieses Baus irgendwo auf den Magen.«

»Das ist ein Stück Geschichte. Industrialisierung nennt man so etwas doch.«

»Ja, kann sein.«

»Was gefällt dir denn nicht?«

»Es kann auch an der Umgebung liegen.« Dohle schniefte. »Sie ist so kalt, so - ich weiß auch nicht wie.« Er schaute durch die schmalen Scheiben des Wagens und sah einen Himmel, der die morgendliche Helligkeit verloren hatte, obwohl die Sonne noch schien. Sie aber war anders geworden, viel blasser und bläulicher, als wäre sie mit einem Pinselstrich verändert worden.

Alles hob sich scharf konturiert vor diesem Hintergrund ab, und auch dieser Schlund, diese verdammt, unheimliche Haus, das dort stand wie für die Ewigkeit.

Es war dunkel. Die Farbe konnte der Fotograf nicht herausfinden. Sie lag irgendwo zwischen einem düsteren Schwarz, Grau und einem schmutzigen Braun. Es gab Fenster, aber die waren zumeist scheibenlos. Nur nackte Löcher, sonst nichts.

»Und?«

»Es gefällt mir nicht, Vicky, es gefällt mir alles nicht. Das ist nicht meine Welt.«

»Meine auch nicht.«

Er lachte unfroh. »Und trotzdem willst du hinein?«

»Ja, verflucht! Weil man manchmal Dinge tun muß, die sich aufdrängen. Ich habe da etwas gehört. Ich habe auch einen Job. Ich will etwas bringen und nicht nur über Kaninchenzüchtervereine schreiben. Diese Frau, deren Aussage von den Bullen belächelt wurde, muß etwas Schreckliches erlebt haben. Das kann man sich nicht ausdenken, Tom. Nein, das glaube ich einfach nicht.«

»Was war es denn?«

»Ich weiß es nicht genau. Laß uns nicht davon reden. Wir fahren hin und schauen nach.«

»Das Haus ist auch ein Versteck.«

»Ja…?«
»Ich denke schon. Was man dort lagern kann, darüber will ich nicht nachdenken.«
Vicky mußte lachen. »Gut gebrüllt, Löwe. Wäre doch stark, wenn wir plötzlich ein geheimes Waffenlager entdecken. Das würde eine Geschichte Werden, sage ich dir.«
»Keine Ahnung, ob sie so super ist.«
»Verlaß dich drauf.«
Sie rollten näher an den Bau heran. Zumindest dem Fotografen wurde er immer unsympathischer. Das war ein Klotz, ein Block, der nur als feindlich angesehen werden konnte. Eine Höhle, ein Versteck, ein kalter Organismus, der trotzdem noch arbeitete, weil sich in ihm irgend etwas versteckt hielt. Sogar eine Auffahrt gab es, und über sie ließ die Frau ihren Käfer hochrollen. Sie stoppte ihn erst vor der Treppe, schaltete den Motor ab und zerrte die Handbremse hoch.
»Da wären wir.«
»Ja«, sagte Tom.
»Willst du alles mitnehmen?« Sie schaute ihren Kollegen an.
Tom rückte seine Brille zurecht. »Scheinwerfer würde ich benötigen, aber die habe ich nicht bei mir. So können die Aufnahmen nicht perfekt werden.«
»Du hast Blitz, Tele, Weitwinkel und…«
»Ja, das reicht.«
»Dann stell dich nicht so an! Um so eher haben wir es hinter uns.« Vicky öffnete die Tür und verließ den Käfer. Draußen blieb sie stehen und reckte sich.
Dohle folgte ihr langsamer. Er zog seinen gefütterten Parka über, tastete nach den Filmen in den Taschen und war zufrieden. Sie standen noch außerhalb des Eingangsbereichs und schauten an dem Mauerwerk hoch, wobei ihnen die große Schrift ebenfalls nicht verborgen blieb.
»Es lobt den Mann die Arbeit und die Tat«, murmelte Vicky. »Das waren noch Zeiten.«
»Vielleicht kommen die wieder. Bei den Arbeitslosen, die wir in Deutschland haben…«
»Möglich.« Vicky deutete in die Runde. »Willst du das Haus nicht auf den Film bannen?«
»Nein, ich schaue mich lieber innen um.«
»Okay, ich auch.« Sie grinste ihn an, schlug ihm dann auf die Schulter und lief vor. Locker-leicht ließ Vicky die Treppe hinter sich. Sie erreichte den Eingang, dessen Tür natürlich nicht mehr vorhanden war, trat über die Schwelle - und hatte sofort den Eindruck, die normale Welt hinter sich gelassen zu haben.
Hier war alles anders. Hier gab es keine menschliche Regung mehr.

Hier herrschte eine Kälte, die selbst einer Frau wie Vicky die Sprache oder den Atem verschlug.

Sie mußte einige Male schlucken, um überhaupt mit den Gegebenheiten zurechtzukommen, und sie fragte sich, ob sie schon jetzt gewisse Dinge bereute.

Als es hinter ihr blitzte, schrak sie zusammen. So dünn war ihr Nervenkostüm geworden.

»He, was ist los mit dir?« rief Tom lachend. »Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Ich weiß nicht«, murmelte sie. »Ich weiß überhaupt nichts mehr. Es ist alles anders.«

»Wieso?«

»Als ich es mir gedacht oder vorgestellt habe. Ja, es ist alles komischerweise anders.«

»Was hattest du denn erwartet?« fragte der Fotograf.

»Kann ich nicht sagen. Ich weiß nichts. Ich habe mir keine Vorstellungen gemacht.« Sie sprach leise und sah so aus, als wollte sie dem Atem vor ihren Lippen nachschauen. »Aber mit so etwas habe ich nicht gerechnet.«

»Dann können wir ja wieder gehen.«

Ja, sie wäre am liebsten gegangen, aber sie tat es nicht. Nein, wer den Job haben wollte, der durfte sich nicht so ohne weiteres aus dem Konzept bringen lassen.

»Wir bleiben!«

»Wie du willst. Es ist ja noch hell.«

»Und wenn es dunkel wird, hole ich meine Taschenlampe hervor«, erklärte Vicky.

»Das ist dein Bier, aber du könntest darüber nachdenken, wie wir vorgehen sollen. Wie ich dich kenne, möchtest du das Haus durchsuchen. Ich weiß ja nicht, was die Frau den Bullen erzählt hat, aber es ist…«

»Hier ist etwas.«

»Wo?«

»Nicht hier, wo wir stehen, Tom, sondern woanders. Unter uns, im Keller.«

Tom Dohle hustete. »Also möchtest du in den Keller.«

»Ja, das wäre am besten.« Vicky trug einen Rucksack, in dem sie alles Wichtige mitnahm. Auch eine Taschenlampe, die sie hervorholte, ehe sie den Rucksack wieder überstreifte. Sie näherte sich der Kellertreppe, blieb aber davor stehen.

Der Fotograf suchte nach Licht. Er sah die Schalter, legte auch einen um, aber keine Lampe ging an.

Vicky drehte sich um. »Nichts?«

»Nein, du mußt dich schon auf deine Lampe verlassen. Hier

funktioniert nichts.«

»Dann hat die Frau gelogen.«

»Wieso?«

»Sie sprach von dem Paternoster, der sich bewegt hat. Und in einer Kabine sah sie den Schrecken oder die schreckliche Szene. Das Blut und diesen Menschenfresser.«

»Was?« keuchte Tom Dohle, der beinahe die Krise bekam. »Du redest von Menschenfressern?«

»Ich nicht, das hat sie wohl gesagt.«

»Und die sollen hier unten hausen, wie?«

»Ja - vielleicht im Keller.«

»Ach du Scheiße, das wird ja immer schlimmer.«

»Du kannst ja hier bleiben, wenn du willst. Ich schaue mich dort unten mal um.«

»Weißt du überhaupt, was du dort finden wirst? Wie groß dieser oder diese Keller sind?«

»Nein, weiß ich nicht. Woher auch? Ich bin zum erstenmal hier. Aber das werde ich feststellen.« Sie tippte Tom auf die Brust, um ihre Forschheit zu demonstrieren. »Machen wir es doch so. Ich gehe zunächst einmal allein.«

»Und dann?«

»Rufe ich dich, wenn ich etwas entdeckt habe.«

Tom Dohle überlegte. Der Vorschlag gefiel ihm überhaupt nicht. Für seine Kollegin war es zu riskant, allein in den unbekannten Keller zu gehen und dort zu suchen. Er schaute die Treppe hinab, ohne viel erkennen zu können, denn die Stufen verschwammen im Dunkeln. Diese Treppe führte in eine schreckliche, unheimliche Welt hinein, in der schaurige Dinge lauern konnten.

»Was ist los mit dir?« Tom schüttelte den Kopf. »Du willst wirklich in den Keller gehen?«

»Muß ich doch.«

»Aber…«

»Bevor es auch hier finster wird, steig ich hinunter. Ist das okay?«

»Für mich nicht, das weißt du. Aber ich kenne auch deinen Kopf und weiß, daß ich dagegen nicht ankomme.«

Sie lächelte ihn an und tätschelte dabei seine Wange. »Richtig, Tommy, richtig. Ich schaukele das Ding. Wenn ich dich brauche, rufe ich dich. Ich werde mich schon nicht verlaufen. Wir haben hier einen rechteckigen Grundriß, der Keller ist nicht anders. Ich werde mich da schon zurechtfinden.«

»Ja, schon gut. Ich warte dann hier oben. Nicht an derselben Stelle, aber ich bin in Hörweite.«

»Sehr schön.« Sie zwinkerte dem Fotografen zu, nahm die Taschenlampe in die rechte Hand und machte sich auf den Weg in den

Keller dieses Hauses. Ihre Forschheit war schon nach den ersten Schritten verflogen. Sie war zu aufgesetzt gewesen. Wenn sie ehrlich war, fürchtete sich Vicky schon vor diesem Keller, dem sie entgegenging. Er kam ihr vor wie ein düsterer Tunnel, durch den man in die andere Welt gelangte.

Es war unheimlich. Es wurde düster, die Schatten fielen über sie her wie lange Bänder. Als sie noch einmal zurückschaute, sah sie den Fotografen vor der Treppe. Er winkte ihr zu. Sie lächelte und winkte zurück.

Es war keine schmale Treppe. Man hatte die Stufen damals breit angelegt, ebenso wie die, die nach oben führten. Nur war der Zugang in den Keller schmaler, und an den Wänden entdeckte sie den Schmutz wie ein düsteres Gemälde.

Die Stufen waren feucht. Vicky hielt sich an der Wand, wo sie auch das alte Geländer fand, dessen Handlauf ebenfalls rostig und feucht war.

Aber sie hatte zumindest einen Halt gefunden, und so stieg sie Stufe für Stufe in das Dunkel.

Rabenschwarz. Eine rußige Finsternis, die über sie floß und sie umgab wie ein Tuch. Vicky bekam leichte Beklemmungen, wenn sie Luft holte.

Die Luft war einfach anders. Dieser Keller hier hatte sie in all den Jahren aufgestaut, und sie war von keinem Windstoß mehr durcheinandergewirbelt worden.

Die Treppe führte weiter. Immer tiefer. Sie schien überhaupt kein Ende zu haben. Das war unbegreiflich. Die Treppe nahm Vicky in ihren Bann, sie war allgegenwärtig, und Vicky Meininger setzte immer wieder einen Fuß vor den anderen, ohne es eigentlich zu merken. Es war ein Automatismus, der plötzlich aufhörte, denn auch die Treppe hatte sie hinter sich gelassen.

Es gab keine Stufen mehr.

Vicky atmete auf. Sie hatte den Keller erreicht. Das große Gelände unter der Erde. Von hier aus war es passiert. Hier unten mußte etwas hausen, vor dem die Frau Angst bekommen hatte.

»Vicky!«

Die junge Frau schrak zusammen, als sie die Stimme hörte. Ihr Name war gerufen worden. Über ihr war der Schall durch die Dunkelheit geflossen, aber sie wunderte sich darüber, wie seltsam sich die Stimme angehört hatte. Als wäre sie weit, weit weg gewesen.

»He, Vicky!«

»Ja, ich bin hier.«

»Im Keller?«

»Klar.«

»Und was siehst du?«

»Nichts, Tom, gar nichts. Ich stehe hier im Dunkeln und werde mich jetzt erst umschauen.«

»Aber es geht dir gut - oder?«

»Im Moment noch.«

»Schön, ich warte, und es bleibt bei unserer Abmachung. Melde dich wieder, wenn du etwas siehst.«

Vicky Meininger nickte und schluckte den Kloß hinunter. Das war hier unten alles so schrecklich normal und trotzdem nicht normal. Dieser Keller gefiel ihr nicht, obwohl sie noch nichts von ihm gesehen hatte.

Vicky kam mit den Entfernungen nicht zurecht. Irgendwo stimmten sie nicht mehr. Sie hatte das Gefühl, mehr als das Doppelte zurückgelegt zu haben, als es tatsächlich der Fall war. Etwas war da in die Hose gegangen, hatte sich verändert, und auch ihre Nervosität war nicht normal. Vor einem Keller hatte sie sich sonst nie gefürchtet.

Endlich dachte sie an die Lampe. Der Strahl kam ihr kalt vor. Sie leuchtete zuerst zu Boden, wo sie feuchte Flecken sah, in die sich der Schmier der Jahrzehnte gemischt hatte. Der Boden schien eine stinkende Kloake zu sein, nicht mehr und nicht weniger.

Vicky leuchtete über den Boden hinweg und dann in die Tiefe des Kellers hinein, der einfach schwarz war. So finster, so grauenvoll - so dicht, als hätte hier jemand die Dunkelheit doppelt hineingestopft.

Jemand hatte mal von einer Angst gesprochen, die auf der Seele kleben kann. Früher hatte Vicky darüber gelacht, in diesen Minuten kam ihr das Beispiel nicht mehr so fremd vor. Auch sie spürte die Angst, zumindest das große Unbehagen, das auf ihrer Seele klebte und ihr arg zusetzte.

Sie hatte sich zuviel vorgenommen, das wußte sie schon zu Beginn. Es war zuviel gewesen, aber den Rückzug wollte sie nicht machen. Tom hätte nur gelacht, den Triumph wollte sie ihm nicht gönnen, also begann sie damit, den Keller zu untersuchen.

Sie setzte eine Richtung fest. Sollte er nicht in zahlreiche Räume aufgeteilt sein, wollte sie links anfangen, sich immer an der Wand halten und praktisch das Rechteck des Grundrisses abgehen. Vicky glaubt nicht daran, hier unten kleine Keller oder Abstellräume zu finden. Hier war damals gearbeitet worden. Man hatte geschuftet, malocht, aber nicht unten im Keller, sondern oben in den Büros.

Als sie an der schmutzigen Wand entlangleuchtete und den hellen Kreis auch über die Decke gleiten ließ, da entdeckte sie die Rohre und Leitungen, die wie starre Adern diese unheimliche und düstere Welt durchzogen, als sollten sie bestimmte Botschaften transportieren.

Sie ging sehr leise und hatte die Ohren gespitzt, um nach fremden Lauten und Geräuschen zu lauschen. Fehlanzeige.

Vicky kaute auf der Unterlippe. Sie schnüffelte, denn noch immer

hatte sie sich nicht an den Geruch gewöhnen können.

Kellergerüche kannte sie. Im Haus ihrer Großeltern war ein unheimlicher Keller gewesen. Düster, mit Stellen ohne Licht. Da hatte sie immer eine Kerze anzünden müssen.

Der Geruch von Kohle und Kartoffeln war damals in dem Keller existent gewesen. Als Kind aufgenommen und nie mehr vergessen. Den Geruch vermißte sie hier. Hier war es kalt. Es roch künstlich. Nach Öl, Schmiere, Fett oder Verschmutzung. Eben anders. Und er würde immer an ihr kleben bleiben.

Der Lampenstrahl war ein weißgelber Strich. Breit und relativ kompakt.

Er tanzte durch die Finsternis, ohne ihr allerdings Hoffnung zu geben.

Immer wieder fuhr er in die Schwärze hinein oder riß die Rohre aus der Dunkelheit wie starre Riesenschlangen. Es gab keine Türen, keine Trennungen, keine querstehenden Wände. Der Keller hier unten war einfach nur groß, unheimlich und düster.

Plötzlich blieb Vicky stehen. Sie kam nicht mehr weiter. Etwas versperrte ihr den Weg.

Eine Mauer, ein Raum, dessen Tür verschlossen war? Sie wußte es nicht und mußte näher heran. Ihre Füße schleiften über den Boden. Sie selbst ging geduckt, und sie stand schließlich vor einer Querwand, die mit zahlreichen Türen bestückt war.

Dahinter lagen die alten Kellerräume. Vielleicht auch Lager, wo man Dinge aussortiert hatte.

Vicky überlegte, ob sie zurücklaufen und ihren Kollegen holen sollte.

Noch hatte sie nichts herausgefunden, also entschloß sie sich, auf eigene Faust weiter zu suchen.

Der helle Schein hinterließ auf der Tür einen Kreis, als Vicky das linke Bein anhob, um die Tür aufzudrücken. Abgeschlossen war sie nicht. Sie klemmte aber und konnte nur mit viel Kraftaufwand ganz geöffnet werden.

Ein bestimmter Geruch wehte der jungen Reporterin entgegen. So roch altes Papier, das über Jahre hinweg hier irgendwo gelagert wurde und vor sich hingammelte.

Sie schluckte.

Dann leuchtete sie diesen kleinen Keller ab. Ja, da standen die Akten wie Säulen vom Boden hoch. Aber sie lagen auch in großen Regalen und Kisten, die Vicky an Särge erinnerten.

Ducken mußte sie sich nicht, als sie weiterging, trotzdem zog sie den Kopf ein und wunderte sich dabei, wie groß dieser Keller innerhalb des Kellers doch war. Abtrennungen sah sie nicht, und er konnte von verschiedenen Eingängen her betreten werden.

Papier, Kisten. Manche aus Pappe, andere aus Holz. Einige Kisten

erreichten ihre Höhe, so daß sie schon kleinen Containern glichen. Ob sie leer oder voll waren, wußte Vicky nicht. Es war auf den ersten Blick nicht herauszufinden.

Sie standen in einer Reihe, waren mal höher, mal niedriger. Das Holz und die Pappe hatten im Laufe der Zeit gelitten. Das Material war weich geworden, an einigen Stellen eingedrückt, und der Vergleich mit den Särgen wollte ihr nicht aus dem Kopf.

Plötzlich hörte sie etwas!

Es war ein Geräusch, ein Laut, etwas Unheimliches, und Vicky blieb stehen, als hätte man sie brutal gestoppt. Das Geräusch war ihr fremd.

Es paßte nicht in diesen Keller, und sie wußte auch nicht, aus welcher Richtung es sie erreicht hatte.

Sie schaute nach vorn. Die Augen hatte sie jetzt weit geöffnet. Vor ihr standen die Kartons und Kisten, dazwischen Bündel von Zeitungen und anderen Papieren.

Ratten?

Klar, es konnten Ratten sein, die sich hier unten herumtrieben. Wenn sie Hunger hatten, dann fraßen sie alles. Da gab es keinen Widerstand. Die wühlten sich auch durch Mauerwerk und Beton, wenn es sein mußte.

Vicky hatte sich geduckt hingestellt. Sie schwenkte ihren rechten Arm, und der Schein warf auf den Boden einen hellen Fluß. Staub wirbelte darin. Er klebte auch auf ihrem Mund und dem schweißnaß gewordenen Gesicht. Es brannte in den Augen, die sie rieb. Gefahr.

Irgendwo lauerte eine Gefahr. Vielleicht ging sie von den Ratten aus, die Beute witterten, aber daran wollte sie nicht so recht glauben.

Der Strahl wischte hin und her. Er war wie ein Abbild ihrer Seele. Vicky spürte die Angst wie Blei. Die hohen Kisten vor ihr strömten plötzlich etwas wie Tod und Moder aus.

Verdammt! dachte sie. Ich habe mir zuviel vorgenommen. Das hier ist mir nicht geheuer. Das ist unheimlich. Hier lebt etwas. Ich spüre es deutlich. Es ist unheimlich. Nicht mehr zu ertragen. Ich merke es. Es drückt gegen mich…

Etwas knirschte. Vicky wußte im ersten Moment nicht, wo das passierte, dann sah sie, wie eine der Kisten von innen einen Druck bekommen hatte. Die Vorderseite war ins Schwanken geraten. Sie war dabei, sich aus ihrer Vernagelung oder Verleimung zu lösen, noch ein letztes Reißen, dann kippte sie auf Vicky zu.

Die Frau drehte sich zur Seite, aber sie war nicht schnell genug. Die Frontseite der hohen schrankartigen Kiste erwischte sie voll und drückte sie zu Boden.

Etwas traf ihren Kopf. Die Lampe rutschte ihr aus der Hand. Vicky wollte noch um Hilfe schreien, aber ihr Mund war plötzlich voller Staub, der auch im Nacken kratzte, und ihr die Stimme nahm. Dann

prallte noch etwas gegen ihren Kopf.
Es wurde finster um sie!

***

Tom Dohle fühlte sich alles andere als glücklich. Je mehr Zeit vergangen war, um so stärker hatte er das Gefühl gehabt, einen großen Fehler begangen zu haben. Er hätte Vicky nicht allein in diese verdammte Unterwelt gehen lassen sollen. Es war der große Fehler gewesen, aber nun mal nicht zu ändern.

Er stand hier oben, sie war in den Keller gestiegen. Einmal hatte sie sich gemeldet, und darüber mußte Tom auch nachdenken, denn er war mit ihrer Stimme nicht zurechtgekommen. Sie hatte zwar normal geklungen, aber so, als wäre Vicky meilenweit entfernt gewesen, versteckt in einem Loch oder Tunnel tief im Keller.

Mutig war sie ja, das mußte er schon zugeben. Viel mutiger als er.

Er schüttelte sich. In dieser verdammten Halle fühlte er sich alles andere als wohl, obwohl er nicht im Dunkeln eines Kellers umherirrte und mit wenigen Schritten den Ausgang erreichen konnte. Die Umgebung war zu unheimlich und unwirklich.

Die hohe Decke. Das Treppenhaus. Die Gänge an den Seiten in den einzelnen Etagen. Es sah für ihn aus wie eine finstere Theatergalerie, und er hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich Gestalten erschienen wären, um über das Geländer hinweg in die Tiefe zu starren.

Einbildung, dachte er. Deine Phantasie ist zu stark. Sie geht einfach mit dir durch. Du bildest dir Dinge ein, die es tatsächlich nicht gibt, die gar nicht existieren. Du machst dich wieder nur selbst verrückt, das ist nicht gut.

Er ging vor bis zur Treppe und starrte die Stufen hinab, über denen die Dunkelheit schwamm.

Was war dort unten? Der Keller - okay, das hatte ihm auch Vicky erklärt, als sie sich meldete, aber es war nicht normal. Sie hätte noch etwas sagen müssen. Sie war tiefer in den Schlund hineingegangen, und er fragte sich, ob die Kraft ihrer Stimme ausreichte, ihn auch aus einer gewissen Entfernung zu rufen.

Der Reporter wartete ab. Die Kamera hielt er schußbereit. Das war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Nur fand er kein Motiv. Dohle ging rückwärts von der Treppe weg. Er bewegte sich und die Kamera. Immer auf der Suche nach einem Schnappschuß, der so etwas wie ein Beweis für bestimmte Dinge war.

Es klappte nicht.

Er sah nur die verdammte Halle, die wie unter einem blaugrauen Schleier lag. Das Tageslicht wurde von den dicken Mauern abgehalten, und die wenigen Fenster ließen auch nicht gerade viel durch. Der

Fotograf ging dorthin, wo sich die Portiersloge befand. Er betrat sie, entdeckte dort keine neuen Spuren, bis auf eine Flasche Wein, die am Boden lag und noch verkorkt war.

Nein, das war alles nichts.

Er ging wieder zurück.

Die Kälte drang von allen Seiten auf ihn ein. Er spürte sie auch innerlich.

Sie war da wie kalter Leim, der sich in seinem Körper festgesetzt hatte.

Tom fing an zu pfeifen. Wie ein kleiner Junge, der Angst hatte, in einen finsteren Keller zu gehen und sich deshalb selbst Mut machen mußte.

Dohle pfiff weiter. Keine Melodien, er machte nur Geräusche und pfiff das, was ihm gerade einfiel.

Töne, Geräusche, irgendwas…

Er wollte noch einmal zu der Kellertreppe. Die Sorgen um Vicky waren um einiges gewachsen. Er machte sich noch stärkere Vorwürfe. Er hätte sie nicht allein gehen lassen sollen, und er nahm sich vor, nach ihr zu schreien und selbst hinabzusteigen, wenn es dann keine andere Möglichkeit für ihn gab.

Aber es kam anders.

Das Geräusch, das er plötzlich hörte, ließ ihm die Haare zu Berge stehen. Tom fing an zu zittern, er glaubte zu spinnen, aber es war tatsächlich vorhanden.

Der Aufzug fuhr!

Dieser Paternoster hatte sich in Bewegung gesetzt. Langsam, schwerfällig, irgendwo auch krächzend, aber die erste Kabine war bereits an ihm vorbeigeglitten.

Toms Mund war trocken. Auf seiner Stirn klebte der Schweiß. Verkehrte Welt dachte er und stellte sich so hin, daß er die einzelnen Kabinen genau überblicken konnte, wenn sie an ihm vorbeiglitten.

Natürlich dachte er darüber nach, wie es kam, daß sich dieses Ding in Bewegung gesetzt hatte. Die Lösung war einfach und ließ ihn sogar kantig lächeln.

Es lag an Vicky Meininger. Sie hatte unten die alte Automatik gefunden, probierte sie durch und würde sicherlich bald in einer der Kabinen erscheinen.

Gar nicht schlecht, die Kleine, dachte der Fotograf. Sie ist wirklich super.

Warten. Innerlich baute sich wieder eine Spannung auf. Sie aber war längst nicht so schlimm wie noch vor Minuten, denn er hatte das Gefühl, daß es weiterging.

Die Kamera hielt er schußbereit. Er wollte, wenn Vicky erschien, ein Foto von ihr schießen. Er war gespannt auf ihr Gesicht und auf ihren

Bericht.

Leere Kabinen rumpelten an ihm vorbei. Die gesamte Mechanik war nicht mehr in Ordnung. Die Kabinen ächzten, verständlich, sie waren ja schon lange außer Betrieb und nicht mehr gewartet worden.

Aber Vicky Meininger kam nicht.

Allmählich wurde Tom Dohle nervös. Er hatte den Eindruck, daß jemand mit ihm spielte, und daß seine Kollegin nichts damit zu tun hatte. Da lauerte eine andere Kraft in diesem Haus, die er sich nicht erklären konnte.

»Scheiße!« flüsterte er und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen, wischte sich dort den dicken Speichel ab. Dann wartete er wieder. Einmal mußte sie doch kommen, verflucht! Bisher waren nur leere Kabinen an ihm rumpelnd in die Höhe geglitten.

Nein, nicht nur leere.

Das änderte sich. In einer lag etwas. Ein Bündel Lumpen. Alte Kleidung, bestimmt vermodert und von Motten zerfressen. Aber es war nicht Vicky, und das beruhigte ihn schon.

Weiter fuhr der Aufzug nicht. Es gab einen Ruck, die Kabine schüttelte sich, dann blieb sie stehen.

Auch davon wurde der Fotograf überrascht. Natürlich dachte er über die Gründe nach, aber er kam nicht darauf, warum und wieso der Aufzug plötzlich hielt.

Es hatte eigentlich keinen Sinn, ein Foto zu schießen. Wer interessierte sich schon für alte Lumpen? Tom Dohle wunderte sich über sich selbst, daß er es trotzdem tat.

Zweimal blitzte es.

Zwei Fotos im Kasten.

Um sicherzugehen, wollte er noch eine dritte Aufnahme schießen, und das tat er von der Seite.

Wieder drückte er auf den Auslöser. Der Blitz spaltete die Düsternis. Es war alles okay, aber er merkte plötzlich, daß etwas nicht stimmte. Vielleicht hätte Tom nicht auf seine Kamera, sondern auf das Ziel schauen sollen, so bekam er zu spät mit, daß sich die Lumpen plötzlich bewegten.

Unter ihnen hielt sich etwas versteckt, das plötzlich die alten Kleidungsstücke in die Höhe schleuderte. Wahnsinn!

Er wollte schreien, aber Tom war zu perplex und starr vor Angst. Er tat gar nichts, und so löste sich das Wesen aus der Kabine und sprang auf den Mann zu…

***

Die Kamera fiel zu Boden, weil Tom beide Hände freihaben wollte, um die Klaue zu stoppen, deren gespreizte Finger auf seine Kehle zielten!

Leider hatte sich Tom zu spät bewegt. Dieses Untier war schneller, und eine Hand, dünn wie Knochen und sandfarben, umklammerte seinen Hals.

Tom Dohle schaffte keinen Schrei. Er schaffte auch kein Röcheln. Ohnehin hätte ihn niemand hören können. Er spürte nur, wie er nach hinten gedrückt wurde und dann das Gleichgewicht verlor. Nichts hielt ihn von einem Aufprall ab. Mit dem Rücken und dem Hinterkopf zuerst schlug er auf.

Vor seinen Augen tanzten tatsächlich die berühmten Sterne. Da zuckten sie in alle Himmelsrichtungen, und sie beeinträchtigten sein Sehen.

Er wurde nicht bewußtlos, bekam mit, was man mit ihm machte. Er spürte die Klauen an seinem Hals, den Druck, das Kratzen. Und dann taten sich Wunden auf. Der Hals blutete.

Dann riß er die Augen auf.

Bisher hatte Tom Dohle unter Schock gestanden, und so blieb es auch, als er sah, welches Wesen ihn da würgte. Das war etwas, was es gar nicht geben durfte. Nicht in dieser normalen Welt. So etwas sah man nur im Kino, in diesen schrecklichen Horror-Streifen, den Schockern, die das Blut der Zuschauer gefrieren ließen.

Auch sein Blut fror ein.

Er wurde starr.

Das Wesen würgte weiter. Vor Döhles Augen tanzte das schreckliche Gesicht, das den Ausdruck nicht verdiente. Es war eine sandfarbene Fratze aus dünner Haut und Knochen. Nicht direkt ein Skelett, auch kein normales Menschengesicht.

Er würgte.

Der Kopf über ihm tanzte. Er hatte keine Lippen mehr. Zähne bleckten ihm grinsend entgegen. Tom dachte auch daran, daß er sich wehren mußte, und er versuchte es, indem er die Arme anhob und um sich schlug. Er wollte dieses eklige Wesen von sich wegzerren und zur Seite schleudern. Es sollte ihn nicht mehr behindern, es sollte ihn…

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als das Wesen plötzlich seinen Kopf anhob, um ihn einen Moment später blitzartig wieder zurückzuschlagen.

Hart prallte er auf.

Sterne funkelten vor seinen Augen. Dann wurde er auf die Seite gedreht und lag wenig später auf dem Bauch.

Wieder zerrte man ihn hoch.

Die Klauen umfaßten seinen Hals.

Noch stärker griffen sie zu.

Dann hörte er das Knacken.

Sie hatten etwas gedreht, gebrochen.

Es war nur mehr ein flüchtiger Gedanke, der als letzter durch seinen

Kopf schoß.

Mit gebrochenem Genick blieb Tom Dohle liegen. Er würde nie mehr Fotos schießen.

Sein unheimlicher Mörder aber zog sich zurück. Er kroch auf allen vieren dem Fahrstuhl entgegen. Lange Arme, etwas kurze Beine, er sah aus wie das Skelett eines Gorillas, das sich dann wieder in die Kabine hockte.

Es hob die Arme. Von den sandfarbenen Fingern mit der dünnen Haut rann das Blut des Toten. Das Monster kümmerte sich nicht darum. Eine Klaue näherte sich dem Schalter.

Ein Ruck ging durch den Aufzug. Das Rumpeln war für einen Moment wieder laut zu hören.

Dann setzte sich der Paternoster in Bewegung und der unheimliche Killer verschwand in der Tiefe…

***

»Das also ist der berühmte Schlund«, sagte ich und schaute mir das Gebäude von außen an. Es war windig und kalt. Vielleicht lag es auch an der Nähe dieses Baus, daß der Wind hier so scharf wehte und in mein Gesicht schnitt. Harry, der neben mir stand, erlebte es nicht anders. Er ärgerte sich auch über die Kälte, aber wir waren beide froh, das Ziel noch im Hellen erreicht zu haben.

»Es lobt den Mann die Arbeit und die Tat!« zitierte ich und schüttelte den Kopf.

»So hat man damals gedacht, kurz nach der industriellen Revolution.«

»Klar, Harry, hat man. In England war es nicht anders. Ich denke nur daran, daß es in die heutige Zeit nicht mehr hineinpaßt. Vor allen Dingen nicht, wenn dieser Bau so etwas wie der Mittelpunkt einer gewaltigen Industrieruine ist.«

»Da hast du recht.«

Ich ging noch nicht hinein, sondern schaute mich um. Mein Blick durchstreifte eine tote, eine irgendwo auch deprimierende Landschaft aus alten Bauten, Rohren, Brücken, Hochöfen und chemischen Industrieanlagen, denn hier hatten sich die verschiedenen Industrien miteinander vermischt, aber das lag lange zurück.

Wir standen inmitten einer zerstörten Umwelt, in der nichts mehr so war, wie es hätte sein sollen.

»Woran denkst du, John?«

Ich winkte ab. »Erspare mir die Antwort, Harry, wir können nichts daran ändern.«

»Aber hier sind in den letzten Jahren verdammt viele Personen verschwunden. Es ist nicht alles tot, auch wenn es so aussieht. Etwas muß hier leben.«

»Leben?«

Er winkte ab. »Wenn es dir nicht gefällt, sage ich einfach, es vegetiert dahin.«

»Gut und was?«

»Der Killer, John. Einer, der sich hier auf dem Gelände versteckt hält oder im Schlund.«

»Ich tippe eher darauf.«

»Willst du runter?«

»Erst mal rein«, sagte ich. »Es wird nicht viel Sinn haben, wenn wir uns die Umgebung vornehmen. Hier sieht alles anders aus, Harry. Das Rätsel finden wir im Bau.«

»Und wir werden nicht die einzigen sein.«

Er meinte damit den Käfer, der in der Nähe geparkt war und uns aufgefallen war. Wir hatten uns beide über das grüne, etwas verdreckte Fahrzeug gewundert, das schon einer Antiquität glich, aber so aussah, als würde es noch gefahren.

Es war nicht einfach gewesen, durch die schmutzigen Scheiben in das Innere zu schauen, aber auf dem Rücksitz lagen eine Decke und eine Tasche.

Wer immer den Käfer gefahren haben mochte, er interessierte sich ebenfalls für unser Ziel. Er war sicherlich in das Haus hineingegangen, und ich fragte mich natürlich, wer - außer uns - noch Interesse daran haben konnte.

Harry wußte auch keine Antwort. Er schlug vor, daß wir uns umschauten, um herauszufinden, wer sich in diesem Bau noch aufhielt. »Neugierige, John.«

»Die Bescheid gewußt haben.«

»Kann sein.«

Wir hielten uns nicht mehr länger hier draußen auf und gingen jetzt direkt auf unser Ziel zu. Wir nahmen die Treppe, nicht die Auffahrt. Dicke Säulen stützten ein Vordach, das die Besucher vor den Unbilden des Wetters schützte. In seinem Schatten lag auch der breite Eingang, durch den früher die zahlreichen Büroangestellten gegangen waren, um an ihre Arbeitsplätze zu gelangen.

Das taten wir auch.

Nur hätten wir uns den Betrieb vorstellen müssen. Jetzt lag alles in einer bleiernen Ruhe und Kälte, die unsere Körper wie Reifen umklammerte.

Wir setzten unsere Schritte in die Halle hinein und damit in eine Kälte, wie sie kaum anders war als draußen.

Wir spürten sie beide, und schauderten auch beide zugleich zusammen, blieben stehen und schauten uns an.

»Das ist nicht meine Welt«, sagte Harry Stahl.

»Richtig.« Falls man diese Umgebung überhaupt als eine Welt

bezeichnen konnte, dann nur als eine Totenwelt. Hier kam etwas zusammen, das mich abstieß. Eine ungewöhnliche Kälte, eine Atmosphäre, die abstieß, weil sie aus einer Tiefe zu dringen schien, die für Menschen lebensbedrohlich war.

Das große Treppenhaus war noch vorhanden. Unwillkürlich schauten wir in die Höhe. Über uns verloren sich die Etagen in der Finsternis, als wären sie von einer düsteren Decke verschluckt worden. Schatten lagen über den Galerien, wo sich in den Wänden die einzelnen Bürotüren abmalten, hinter denen keiner mehr arbeitete.

Langsam gingen wir weiter.

Es war nicht hell in diesem Haus, aber es war auch nicht dunkel. Durch den Lichteinfall an verschiedenen Stellen wirkten auch die Helligkeit und das Dunkel wie ein bestimmtes Muster. Mal heller, mal düsterer. Ein Flickenteppich aus grauem Zwielicht war entstanden.

»Ist das ein Mordhaus?« fragte Harry.

»Ich könnte es mir vorstellen. Hier hört dich niemand. Hier killt man dich. Es gibt die oberen Etagen, und es gibt den Keller und sogar einen Paternoster.«

»Der nicht mehr funktioniert.«

»Glaubst du das?«

Ich hob die Schultern. »Ich weiß selbst nicht, was ich glauben soll oder nicht, aber das Gefühl sagt mir, daß wir beide hier genau richtig sind.«

»Das hoffe ich auch.«

Wir gingen weiter. Harry nach rechts, ich hielt mich mehr links und gelangte auch in die Nähe der breiten Portiersloge, die jetzt natürlich verwaist war.

Sie schon, aber vor ihr lag etwas auf dem Boden.

Auf einmal bekam ich Sodbrennen. Zugleich trat mir der Schweiß aus den Poren, denn ich wußte schon jetzt, was da vor mir lag.

Trotzdem mußte ich hin und blieb vor dem Mann stehen, der auf dem Boden lag. Sein Kopf stand in einem ungewöhnlichen Winkel vom Hals ab, die Augen waren leer, tot und verdreht. Diesen Menschen holte niemand mehr ins Leben zurück.

Man hatte ihm das Genick gebrochen.

Auch Harry Stahl hatte gesehen, was geschehen war, und er war näher gekommen. Während er sich hinkniete, stand ich auf. »Genickbruch, Harry. Jemand hat ihm das Genick gebrochen. Und es ist erst vor kurzem geschehen. Wenn du ihn anfaßt, wirst du merken, daß seine Haut noch warm ist.«

Stahl kniete nickend neben dem Toten. Er war innerlich ebenfalls mitgenommen, ballte seine Hände zu Fäusten und flüsterte etwas vor sich hin, was nur er verstand.

Dann fing er damit an, den Toten zu untersuchen und hatte sehr bald

einen Ausweis gefunden. Sogar zwei, einen Personal-und einen Presseausweis. Da eine Kamera in der Nähe lag, gingen wir beide davon aus, daß der Mann Reporter oder Fotograf war.

»Es hat sich also schon herumgesprochen«, sagte Harry Stahl mit leiser Stimme. »Die Presse hat Wind davon bekommen und sich dementsprechend verhalten. Man hat ihn geschickt, um nachzuschauen. Dann gehört dem Mann auch der Käfer da draußen.«

»Wie heißt er denn?« fragte ich.

»Tom Dohle.«

»Kenne ich nicht.«

Harry nickte. »Soll wohl so sein. Auch mir ist er unbekannt. Ich weiß nicht, für welche Zeitungen er arbeitet, aber mir gefällt das alles nicht, John.«

»So?«

»Kennst du dich mit der Presse aus?«

»Schon.«

»Die kommen doch nie allein, John. Zumindest nicht, wenn sie vor Ort recherchieren. Die sind meistens zu zweit. Wobei der eine fragt und der andere fotografiert.«

»Also rechnest du damit, daß wir hier noch eine zweite Leiche finden werden.«

»Ja«, sagte Harry mit dumpfer Stimme und nickte dazu. »Damit müssen wir rechnen.«

Wir schwiegen beide und schauten betreten zu Boden. Es war keine Freude für uns, neben einem Toten zu stehen, der erst vor kurzem umgebracht worden war.

»Das Haus ist so verdammt groß, John. Man fragt sich, wo man anfangen soll zu suchen. Ich weiß nicht, wie viele Büros sich hier verstecken. Es sind jedenfalls eine ganze Menge, und ich frage mich, ob es Sinn hat, sie zu durchsuchen.«

»Wohl kaum.« Ich ging ein paar Schritte zur Seite. »Und dann gibt es noch den Keller.«

»Denkst du an Gisela Behles Aussagen?«

»Klar. Sie hat davon gesprochen, daß aus ihm etwas Unheimliches hervorgekommen ist. Auch das Wesen, das ihr ein Stück aus der Wade gebissen hat.«

Harry Stahl hakte seine Taschenlampe los. »Ich denke, wir werden uns den Keller mal genauer anschauen.«

Das wollte ich auch, aber es kam anders. Beide hörten wir das leise Brummen, das aus irgendwelchen Tiefen drang. Und dann bewegte sich plötzlich der Paternoster.

Im ersten Augenblick waren wir beide zu überrascht, um etwas zu tun.

Wir schauten nur hin und sahen, daß die Kabinen in die Höhe glitten.

Die erste, die zweite, die dritte.

Leere Kabinen.

»Bleib du hier, Harry«, sagte ich und sprang in eine Kabine hinein, um mich nach oben bringen zu lassen.

»John, das kann eine Falle sein.«

»Wenn ja, dann weiß ich Bescheid!«

Ich hörte Harry noch fluchen, dann war er aus meinem Sichtfeld verschwunden, denn ich schwebte hoch…

***

Es war schon ein ungewöhnliches Gefühl für mich, in einem dieser alten Aufzüge zu stehen. Außerdem dachte ich darüber nach, daß jemand dieses Ding in Bewegung gesetzt haben mußte. Ich fragte mich natürlich, wer dies getan haben konnte.

Die zweite Person, die wir hofften, in diesem verdammten Bau zu finden?

Es konnte sein, mußte aber nicht, und ich konzentrierte mich auf die Fahrt nach oben.

Schnell ging es nicht gerade, eher langsam und rumpelnd ging es in die Höhe. Ich erreichte die erste Etage, hätte hier aussteigen können, aber ich ließ es bleiben, weil es keinen konkreten Anlaß gab und ich auch nichts sah.

Dann wurde es wieder düster, und ich nahm die Kälte wahr, die zwischen den Wänden herrschte. Sie klebte, sie roch irgendwie. Es war eine andere Kälte als draußen, und sie schien aus einem unheimlichen Totenreich zu stammen.

Es ging höher.

Es wurde wieder hell.

Die dritte Etage.

Ich schaute hinaus - und ich sah die Bewegung. Etwas huschte nach rechts weg. Nicht groß, nicht klein, mittel und mit einem hellen Körper.

Bevor die Lücke zu klein wurde, duckte ich mich und sprang aus der Kabine in den vor mir liegenden Gang.

Ich fand mich auf der Galerie wieder, ging vor bis zum Geländer und schaute nach unten. Es war ein ungewöhnlicher Anblick, an den ich mich erst gewöhnen mußte, denn beim ersten Hinschauen kam es mir vor, als wäre das Zwielicht ein sich bewegendes Meer.

Ich sah auch meinen Freund Harry Stahl. Er stand nahe der Treppe nach unten. Harry schrak zusammen, als ich ihn aus luftiger Höhe anrief.

Dann legte er den Kopf zurück und schaute hoch. Er sah mein Winken und wollte wissen, ob etwas passiert war.

»Ich kann es dir nicht genau sagen, aber ich habe wohl eine Gestalt

gesehen.«

»Einen Reporter?«

»Das glaube ich nicht.«

»Dann bleibst du dort oben?«

»Zunächst ja.«

»Gut, ich warte.«

Auf Harry Stahl konnte ich mich verlassen. Ich wußte, daß er nicht in den Keller gehen würde, um sich dort allein umzuschauen. Ich entfernte mich von dem Geländer weg und holte meine Beretta hervor. Dieses Wesen hatte ich mir auf keinen Fall eingebildet. Es war vorhanden gewesen. Es war weggehuscht, nachdem es mich in diese Etage gelockt hatte.

Wahrscheinlich hatte es genau gewußt, wie ich reagieren würde, und es wartete auf mich.

Okay, ich war bereit.

An der linken Seite des Ganges lagen die Türen der Büros. Einige waren geschlossen, andere standen offen. Jedes Büro bot ein Versteck, aber ich tat dem anderen nicht den Gefallen, alle Türen aufzureißen.

Die dritte Tür zerrte ich auf.

Leer war der Raum. Zugluft erwischte mich, weil in dem Fenster das Glas fehlte. Auf dem Boden lag der Staub, und es zeichneten sich keine Abdrücke ab.

Ich zog mich zurück und ging weiter. Die Lichtverhältnisse wurden nicht besser. Die Zeit verging, und der Nachmittag war schon vorbei. Der frühe Abend würde die Dämmerung bringen, und dann war in diesem Bau kaum noch etwas zu erkennen.

Bereits jetzt klebten die Schatten an den Wänden oder lagen als dichte Schicht auf dem Boden. Die Furcht hatte sich hier eingenistet. Ich hörte an manchen Stellen die wimmernden Laute, wenn der Wind irgendwelche Lücken gefunden hatte, um in den Bau zu wehen.

Die Gestalt war nicht da. An der breiten Treppe blieb ich stehen und überlegte, ob ich nach oben oder nach unten gehen sollte. Harry Stahl rief mich an. »Hast du was gesehen?«

»Nein, du?«

»Ich weiß nicht so recht. Es kann sein.«

»Wo denn?«

»Im Keller. Ich meine, dort etwas gehört zu haben.«

»Geh nicht allein.«

»Ja, ich weiß, aber beeil dich.«

»Keine Sorge, wird schon klappen.«

Ich wollte noch in zwei oder drei Büros nachschauen, um mein Gewissen zu beruhigen. Meine Spannung hatte nicht nachgelassen. Harry und ich waren nicht die einzigen Lebewesen in diesem verdammten Bau, es gab noch andere, aber wer war dieses helle,

kleine Monstrum?

Die nächste Tür trat ich einfach ein. Wind fuhr in mein Gesicht, und ich huschte mit einem schnellen Schritt über die Schwelle auf das gegenüberliegende Fenster zu, durch das der Wind wehte wie ein Gruß aus dem Totenreich.

Das Büro war leer und auch groß. Größer als die anderen. Vielleicht hatte hier mal einer der Chefs gesessen. Ich mußte lächeln, als ich an der Wand noch eine staubbedeckte Fotografie sah. Sie zeigte Erich in Siegerpose.

Träume, die sich nie erfüllt hatten. Das Mobiliar war aus allen Büros hervorgeräumt worden. Sogar Leitungen und Steckdosen hatte man entfernt. Die Wände starrten vor Schmutz. Ich sah einen Durchgang in ein anderes Büro. Vielleicht hatte sich dort früher mal eine Tür befunden, jetzt war alles leer.

Ich ging hindurch.

Und dann war er da.

Er hatte hier gelauert. Er hatte im Schatten gesessen, in einer Ecke, und er sprang mich blitzschnell an…

***

Ich wußte nicht, mit welch einem Monstrum ich es zu tun hatte. Es war relativ klein, geduckt und hatte tatsächlich einen sandfarbenen Knochenkörper, bei dem die langen Arme unangenehm auffielen, aber die brauchte er auch, um mir an die Kehle zu gehen.

Ich war schneller. Ich hielt noch die Beretta fest, und mit ihr schlug ich genau im richtigen Moment von rechts nach links zu. Damit räumte ich die Knochenarme zur Seite, aber ich hörte kein Splittern. Dafür hatte sich der Angreifer geduckt und rollte sich über den schmutzigen Boden auf das Fenster zu.

Ich schoß nicht, sondern wollte mir dieses Monstrum genau anschauen.

Es war klein, beinahe ein Zwerg, aber mit sehr langen Fangarmen und einem skelettierten Schädel. Über den Knochen spannte sich die dünne, sandfarbene Haut.

Das mußte der Killer gewesen sein, der auch Gisela Behle angegriffen hatte. Wenn ich das mörderische Gebiß sah, traute ich ihm alles zu, und wie es da hockte, wartete es nur auf den nächsten Angriff. Die Hände flach auf den Boden gelegt, das Gesicht in meine Richtung gestreckt, und ich glaubte sogar, in den Augen eine Füllung zu sehen. Sie waren nicht so leer, wie man es von einem Skelett erwartet hätte. Da steckte schon etwas darin.

Er glotzte mich an. Er zitterte. Er wußte nicht, was er mit mir anstellen sollte.

Aber ich wußte es.

Die Beretta war im Moment nicht mehr wichtig. Ich holte das Kreuz hervor, wollte wissen, ob das kleine Monstrum aus den Kreisen stammte, die das Kreuz einfach nur haßte.

»Schau her!« flüsterte ich. »Schau auf das Kreuz!« Ich hielt es in der linken Hand, und es baumelte hin und her.

Das Wesen mußte es sehen. Es hatte sich in das Halbdunkel zurückgezogen, und ich wartete auf einen jammernden Ton, auf einen Laut, vielleicht ein Heulen.

Nichts hörte ich. Nur das Scharren, als es seine Klauen nervös über den Boden rieb.

»Ich werde dich vernichten. Du hast keine Chance. Ich weiß nicht, ob du mich verstehen kannst, aber es ist vorbei…«

Er sprang. Ich hörte auch einen Schrei. Jammervoll Wehte er mir entgegen.

Unwillkürlich zuckte ich zurück, aber dieses nackte, sandfarbene Wesen war nicht auf mich zugesprungen, sondern auf das offene Fenster zugeeilt, durch das es sich nach draußen in die Tiefe stürzen wollte.

Ich schleuderte ihm mein Kreuz hinterher.

Er gab ein klirrendes Geräusch, als das geweihte Silber in das Knochengerüst stieß. Das Wesen, noch mitten im Sprung, geriet aus dem Rhythmus. Wieder hörte ich die Schreie. Zugleich aber konnte es die Richtung nicht mehr halten und krachte gegen die Wand. So dicht neben dem rettenden Fenster, daß die Ecke dort noch einen Teil der Knochen zerstörte. Einige fanden ihren Weg in die Tiefe, die meisten aber glühten hell auf und brachen vor meinen Füßen zusammen, vernichtet durch die Macht meines geweihten Kreuzes.

Das hatte ich auch nicht gewollt. Die Lösung war mir zu endgültig. Ich ging auf die Knochenreste zu und trat mit der Fußspitze dagegen. Es hörte sich an, als hätte ich in Glas getreten. Die Knochen waren spröde und zerbrechlich geworden. Unter dem Druck der Sohle zerbröselten sie wie uraltes Glas.

Um mir die Reste genauer anzuschauen, schaltete ich die kleine Lampe ein.

Waren es wirklich nur Knochen? Ja, im Prinzip schon, aber ich war noch immer unsicher, denn als ich eine Hand näher betrachtete, da sah ich noch die Fragmente der dünnen Haut, die mir schon zuvor aufgefallen war. Dieses lebende, sandfarbene Skelett war von einer dünnen Schicht überzogen gewesen.

Warum? Woher kam es? War er allein in diesem Schlund? Hatte es die Menschen getötet?

Die Fragen waren nicht weniger geworden, und ich wollte Lösungen haben.

Meine Beretta steckte ich wieder weg. Dafür hob ich die Hand auf,

um sie als Beute mitzunehmen. Auch Harry Stahl sollte sehen, mit welchen Gegnern wir es zu tun hatten.

Ich hatte kaum das leere Büro verlassen, da hörte ich bereits seine Stimme. Er rief nach mir und war froh, als ich ihm antwortete. »Bleib unten, ich komme über die Treppe.«

Die Stufen waren sehr breit. Auch der Handlauf paßte dazu, er gab mir den genügenden Halt, den ich brauchte. Ich lief ziemlich locker in Richtung Ausgang, wo Harry Stahl stand und mich neugierig anschaute.

Sein Blick wurde staunend und zugleich abweisend, als er sah, was ich in der Hand hielt.

»Was ist das?« fragte er.

»Eine Klaue. Der Rest eines Skeletts, das mir an die Kehle wollte. Schau sie dir an.«

Er zögerte noch. Es war ihm unangenehm, daß ich ihm dieses makabre Souvenir reichte, aber letztendlich nahm er es doch in die Hand und betrachtete es von allen Seiten.

»Fällt dir etwas auf, Harry?«

»Na ja. Du hast von einem Skelett gesprochen. Aber was ist das für eine dünne Haut auf den Knochen?«

»Eben. Und sie war überall. Das Wesen lebte. Und dieses Wesen wurde durch die Kraft meines Kreuzes zerstört. Diese Klaue habe ich noch retten können. Ich frage mich natürlich, mit wem wir es zu tun haben.«

»John, du bist der Fachmann. Ich kenn mich damit nicht aus. Du hast mehr erlebt.«

»Ja, das habe ich.« Die Hand nahm ich ihm wieder ab und strich über die dünne Haut. »Sie hat sich gebildet. Sie muß ein Schutz sein. Aber wer ist dieses Monstrum?«

»Ein Ghoul?«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Aber Ghouls ernähren sich von Toten, und Gisela Behle, wahrscheinlich auch die anderen, wurden angegriffen, als sie noch lebten.«

»Dann gibt es nur eine Möglichkeit«, flüsterte Harry, dem plötzlich nicht mehr wohl in seiner Haut war.

»Sag es!«

»Verdammt, John, das weißt du selbst. Ich traue mich nicht, es auszusprechen.«

»Ein Kannibale.«

»Ja. Einer, der Menschen…« Er schüttelte den Kopf. »Verflucht noch mal, das wird ja immer verrückter. Wenn das an die Öffentlichkeit gelangt, sind wir geliefert.«

»Nein, wir nicht.«

»Aber die Presse…«

»Wird nichts erfahren. Wir wissen zumindest, mit wem wir es zu tun haben. Wir kennen jetzt den Mörder.«

»Und was bringt uns das, wenn du ehrlich bist?«

Ich legte die Hand auf den Boden. Beim Hochkommen sprach ich Harry an. »Ich glaube nicht daran, daß dies hier das einzige Killerwesen ist, das sich in diesem Haus aufhält. Ich bin davon überzeugt, daß wir noch auf einige treffen werden.«

»Ein Nest, wie?«

»So ähnlich, aber ich will es nicht hoffen. Okay, vergessen wir unseren Freund da. Du hast vom Keller gesprochen, Harry. Hast du dort etwas gehört?«

Stahl hob die Schultern. »Ich will es nicht beschwören, John, aber ich habe auf dich gewartet. Es war nichts von dir zu hören. Ich stand in der Stille, und auch von draußen drangen keine Geräusche in dieses Haus.«

Er wies auf die nach unten führende Treppe. »Aber dort war etwas, davon bin ich überzeugt.«

»Eine Stimme?«

Harry wiegte Kopf und Schultern. »Das weiß ich nicht genau. Es ist möglich, muß aber nicht sein. Wenn ja, dann ging es dem Menschen verdammt schlecht.«

»Schreie?«

»Eher ein Jammern.«

»Gut, wir schauen nach.«

Harry atmete auf. »Darauf habe ich gewartet. Der Keller ist für Wesen wie diese Skelette ideal. Wenn ich daran denke, daß eine Menge Menschen ums Leben gekommen sind, dann haben sie reiche Beute gemacht, diese verfluchten Kannibalen.«

Harry wurde blaß, als er daran dachte, und auch mir war nicht wohl dabei, denn ich dachte noch immer daran, daß wir nicht allein in diesem Schlund waren.

Den Fotografen hatte es erwischt. Aber man hatte ihn nur getötet, nicht mehr. Wahrscheinlich hatten wir die knöcherne Bestie gestört.

Harry war vor der oberen Stufe stehengeblieben. Er leuchtet mit seiner starken Lampe die Treppe aus, und der Strahl riß eine irgendwie fettige Dunkelheit auf.

»Weißt du, was ich für ein Gefühl habe, John?«

»Nein, aber sag es.«

»Ich habe das Gefühl, in mein eigenes Grab zu steigen…«

***

Vicky Meininger wußte nicht, was in den letzten Sekunden - oder waren es Minuten? - geschehen war. Da hatte sie die Orientierung verloren und war selbst wie weggetragen worden. Während sie in

einer absoluten Finsternis lag, arbeitete die Erinnerung wieder und brachte ihr auch die farbigen Szenen zurück.

Farbig und trotzdem düster. Sie sah sich selbst durch den Keller schleichen, der ihr mehr als unheimlich geworden war. Wie ein lebendes Untier war er ihr vorgekommen, ein gefährlicher und unheimlicher Organismus, in dem das Grauen und der Tod das Sagen hatten.

Sie hatte die Kartons und Kisten gesehen. Sie war auf sie zugegangen, und sie hatte auch etwas gehört. Ein Krachen und Knirschen, und dann war etwas auf sie herabgefallen, dem sie nicht mehr hatte ausweichen können.

Ein breiter, großer Gegenstand, der sie wie ein gewaltiger Sargdeckel unter sich begraben hatte.

Aber sie war nicht tot. Sie hatte überlebt. Sie war gut. In ihrem Innern gab es etwas, das sich nicht so leicht zerstören ließ, und ihr Gehirn arbeitete ebenfalls exakt.

Wenn nur diese verfluchte Dunkelheit nicht gewesen wäre. Dicht, schmutzig, bedrückend, alles in sich hineinfressend, und so verdammt endgültig.

Vicky Meininger wußte nicht, wo sie sich befand. Man hätte sie in der Zeit irgendwo hinschleppen können, ohne daß es ihr aufgefallen wäre.

Sie wußte nur, daß sie auf dem Rücken lag, und sie spürte einen sehr harten Boden unter sich.

Eine kalte, harte und schmutzige Erde. Luft bekam sie. Die Frau atmete normal, aber sie konzentrierte sich auch auf den Geschmack der Luft, denn da gab es etwas in ihrer Erinnerung, das sie hervorholen wollte.

Sie dachte daran, daß sie in den Keller gegangen war und diese andere Luft eingeatmet hatte.

Ja, sie war anders gewesen. Aber nicht nur kellerhaft normal, sondern eben anders. Glatt, schmierig, ölig, das kam alles zusammen. Sie hatte den Eindruck gehabt, die Luft trinken zu können und sie dabei auf der Zunge zu schmecken.

Da mußte etwas Bestimmtes zwischen den Wänden des Kellers sein, das diesen Geruch absonderte. Sie hatte den Eindruck, als würde die Luft wie Leim kleben. Zudem vermischte sie sich mit einer Dunkelheit, die sie hassen gelernt hatte.

Ja, sie haßte diese Finsternis, die dafür sorgte, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Alles war zu dunkel. In einem tiefen Grab konnte es nicht schlimmer sein.

Der Gedanke daran ließ die Panik in ihr hochschnellen. Lebendig begraben, das war wohl der Alptraum aller Menschen, aber Vicky wollte es nicht hinnehmen. Nein, sie war nicht begraben, es gab hier

keinen Friedhof und keine tiefen Löcher in der Erde.
Es gab nur den Keller.
Nur?
Konnte er nicht auch eine Gruft sein? Sie atmete schneller, als sie daran dachte, und der Wunsch, die Taschenlampe wiederzufinden, stieg in ihr hoch.
Vicky verzweifelte nicht, auch wenn es ihr schwerfiel, und sie die Nässe des Tränenwassers auf den Wangen spürte. Sie wollte sich wehren!
Vicky war eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, die mit beiden Beinen im Leben stand. Sie hatte es gelernt, sich durchzusetzen, denn in den Zeitungen regierten zumeist die Männer, und die waren nicht eben zimperlich, was den Umgang miteinander anging.
Gefesselt war sie nicht. Positiv, sehr gut. Vicky suchte immer nach den guten Vergleichen, denn sie war beileibe kein negativer Mensch. Die Taschenlampe konnte sie vergessen, aber ohne Licht war sie trotzdem nicht. Auch als Nichtraucherin trug sie stets ein Feuerzeug bei sich. Es steckte in den Jeans. In der rechten Hosentasche. Die Frau hielt das schmale Feuerzeug bald in der Hand.
Dick stand ihr der Schweiß auf der Stirn, als sie es endlich geschafft hatte. Ihr Herz schlug schnell. Sie war aufgeregt. Die Augenlider zuckten. Auf den Lippen war der Speichel getrocknet. Sie stieß die Luft aus und hob den rechten Arm an, wobei sie selbst liegenblieb.
Die Rückenlage wollte sie beibehalten. So konnte sie am besten sehen, wo sie sich befand.
Den rechten Arm hatte sie vorgestreckt. Das Feuerzeug klemmte zwischen ihren Fingern. Sie drehte das Rädchen, sah die Funken, dann plötzlich leuchtete die Flamme auf.
Licht - Helligkeit, genug um die Umgebung zu erkunden.
Vicky merkte sofort, daß sie nicht auf dem normalen Steinboden lag, sondern in einer Kiste.
Sie dachte auch daran, daß ein derartiger Gegenstand über sie gefallen war, nur hatte die Kiste keinen Deckel mehr. An ihrer rechten Seite allerdings wuchs die Holzwand hoch, und mit dem Kopf stieß sie gegen ein Hindernis.
Die Flamme strich über ihre Finger und schwärzte die Haut. Vicky löschte das Feuer. Die Finsternis fiel wieder zusammen. Vicky lag da, sie fühlte sich erleichtert, und beinahe hätte sie sogar gelacht. Die schlimmsten Befürchtungen, die schrecklichsten Alpträume waren nicht in Erfüllung gegangen. Sie wollte auch nicht darüber nachdenken, wie sie in diese offene Kiste mit den hohen Seitenwänden geraten war. Erst einmal weg von hier.
Das Geräusch ließ sie erstarren!
Automatisch hielt Vicky Meininger den Atem an. Ihre Gedanken

drehten sich ausschließlich um das Gehörte. Sie hatte geahnt oder gewußt, daß sie sich nicht allein in diesem verdammten Keller befand. Sie war nur ein Rädchen in diesem unheimlichen Getriebe, das ihr wie ein lebender Organismus vorkam, in dem einiges zusammenlief, sich bisher aber noch zurückgehalten hatte.

Das war nun vorbei.

Vicky wartete. Sie traute sich nicht, das Feuerzeug einzuschalten. Zwar hielt sie es in der Hand, die Finger fest darum geklammert, aber ihre Konzentration galt der Umgebung, und sie wartete förmlich auf weitere Geräusche.

Noch traten wie nicht ein.

Die Stille blieb.

Sie war belastend. Sie war bedrückend. Sie umschwebte Vicky Meininger wie ein dumpfer Druck. Die Luft hatte sich bestimmt nicht in der kurzen Zeit verändert, dennoch kam sie der jungen Frau vor, als wäre sie schwer wie Blei geworden. Da - jetzt wieder!

Vicky zuckte zusammen. Der Schrei wollte sich nicht aus ihrer Kehle lösen, statt dessen drang ein Zischen über ihre Lippen, als hätte sie Dampf abgelassen.

Kratzen am Holz.

Es hatte sich widerlich angehört. Als wären die gekrümmten Finger einer Leiche mit ihren lang wachsenden Nägeln daran entlang gefahren.

Durch ihren Kopf geisterten furchtbare Vorstellungen, die sich mit den Geräuschen verbanden.

Obwohl die Kiste offen war, schaffte sie es nicht, sich auf diese Seite zu rollen, um zu fliehen. Es war ein Druck vorhanden, der sie auf der Stelle bannte.

Das Kratzen blieb. Es glitt an der Holzwand entlang und war einfach nicht zu überhören. Vicky spürte in ihrem Innern den Kloß. Er stieg hoch, immer höher, ein schleimiger Klumpen, der einfach nur aus dem Gefühl der Angst bestand.

Jemand klopfte gegen das Holz.

Pochende Laute, die Vicky ebenfalls Furcht einjagten. Das Herz schlug, aber die Schläge hatten sich verändert. Ihr kamen sie nicht mehr so gleichmäßig vor.

Plötzlich brach ihr der Schweiß aus allen Poren. Sie war naß, ihre Kleidung dampfte. Vicky wollte weg, aber der Körper war einfach nicht in der Lage, die Befehle des Gehirns umzusetzen. Vicky kam sich vor, als stünde sie unter einem schrecklichen Bann.

Das Grauen ging weiter. Das Kratzen blieb. Es schrammte an der Außenwand der Kiste entlang, und es fand diesmal seinen Weg von links nach rechts, als wollte es die Länge des Sargs genau nachzeichnen, um ihr zu erklären, wie klein und eng das Gefängnis

war.

Nichts machen können. Liegenbleiben. Angst haben. Vielleicht noch beten.

Sich ansonsten der Starre hingeben. Auch ihre Stimme war nicht mehr vorhanden. Sie hätte gern gefragt, wer sich dort draußen befand, das war nicht möglich.

Und sie mußte auch wieder an Gisela Behle denken, deren Aussage teilweise belächelt worden war. Allerdings nicht von ihr. Sie hatte das Grauen erlebt, und eine irrsinnige Angst peinigte sie. Immerhin hatte sie überlebt. Vicky hoffte, daß es ihr auch gelang.

Das Klopfen hatte aufgehört.

Es war still geworden. Auch in den folgenden Sekunden blieb die Stille vorhanden.

Vicky hörte ihren eigenen Herzschlag. Es waren Geräusche, die sie eigentlich nicht kannte, nicht von sich. Nun aber steckte sie selbst in der Falle.

Da knirschte das Holz.

Irgendwie war es genau das Geräusch, auf das sie gewartet hatte. Es hätte nicht anders kommen können. Das Knirschen war einfach da.

Wahrscheinlich brach die Wand jetzt auseinander.

Vicky wußte nicht, woher sie den Mut nahm, aber sie schaffte es, ihr Feuerzeug anzuschnicken. Die kleine Flamme war sofort da. Sie sprang in die Höhe, sie riß das Loch in die Finsternis, und es wurde um sie herum hell, worüber Vicky sich nicht freute.

An der Wand passierte es. Und es geschah praktisch zugleich mit dem Hellwerden.

Da brach das Holz.

Und dann war er da!

Vicky sah ihn, und sie glaubte, den schlimmsten aller Alpträume mitzumachen…

***

Irgendwo hatte Harry Stahl mit seinem Vergleich nicht mal so unrecht gehabt. Auch ich konnte mir gut vorstellen, in mein eigenes Grab zu steigen, das tief unter mir in dieser widerlich fettigen Finsternis lag. Die Hand hatte ich nicht mitgenommen, sie blieb oben liegen. Wir wollten in das dunkle Herz des Hauses, in den Keller hinein, in dem sich das Grauen manifestiert hatte.

Es hing dort fest. Es war nicht mehr wegzukriegen. Es war eine Macht und eine Kraft. Ich wußte einfach zu wenig über diesen Bau, der eine lange Vergangenheit hatte. Was war in dieser verdammten Zeit geschehen? Was hatte sich dort bilden können?

War etwas aus Müll, aus Dreek, aus einer fremden Magie entstanden?

Etwas Urböses, Kannibalistisches, das sich mehr als zehn Menschen

geholt hatte? Wahrscheinlich war es so gewesen, und meine Gedanken kreisten immer mehr um Ghouls, diese verfluchten Leichenfresser. Sie allerdings hausten zumeist auf alten Friedhöfen, wo sie genügend Nahrung bekamen, aber ich kannte sie auch anders. So hatte ich schon einen Ghoul erlebt, der aus dem Gully gekrochen war.

Ich bewegte mich neben meinem Freund Harry die Stufen hinab. Sie waren breit genug, und Harrys Lampenstrahl durchschnitt diese fettige Finsternis.

Je tiefer wir gingen, um so mehr veränderte sich die Luft. Sie wurde kälter, aber auch dicker oder rußiger. Ihr Geruch war für mich nicht zu identifizieren. Er war kalt und klebrig. Etwas Altes, Furchtbares lauerte hier unten, und es schien sich auch in den Wänden festgesetzt zu haben, gegen die Harry Stahl leuchtete. Da war nichts Helles mehr zu sehen, die Wände waren von einem dunklen und rußigen Film bedeckt.

Auch nicht passend, als hätte jemand hier etwas verbrannt und sein Andenken hinterlassen.

Stahl schaute mich an. »Das ist eine Hölle«, flüsterte er, »eine Hölle für sich, John!«

»Kann sein.«

Harry wollte weitersprechen. »Ein verfluchter Organismus. Etwas, das darin steckt, sich breitgemacht hat und in all den vergangenen Jahren wachsen konnte.«

»Was?«

»Die Kannibalen!«

Davon ließ sich Harry Stahl nicht abbringen. Er fürchtete sich davor, das hörte ich seiner Stimme an, die so krächzend klang. Wir wußten beide, daß in diesem riesigen Keller am Ende der Treppe etwas lauerte, aber wir wußten nicht, wo es sich versteckt hielt und ob es bereits auf uns aufmerksam geworden war.

Ich rechnete damit, denn Ghouls konnten Menschen riechen.

Wir setzten unseren Weg fort. Die kalten Strahlen unserer beiden Lampen glitten über die schmutzigen Stufen hinweg, die glatt geworden waren. Wir sahen auch das Ende der Treppe, aber dahinter war nichts zu erkennen.

Nur ein finsteres, großes Loch. Eine dicke, fettige Finsternis.

Harry leuchtete nach rechts, ich nach links. Sein Strahl war breiter. Er riß die Rohre hervor, die über uns an der Decke schwebten.

Normale Rohre, wie man sie ein vielen Kellern fand, nichts Besonderes.

In unserem Fall allerdings kamen sie mir vor wie Gedärme, wie das Verdauungssystem eines gewaltigen Organismus, der sich bewegte, der schlürfte, der alles in sich einsaugte, um die Reste schließlich auszuscheiden.

»Wie unwohl fühlst du dich, John?«
»Sehr.«
»Danke, ich auch.« Harry leuchtete in die Leere hinein. Hier war nichts abgeteilt, wir sahen keine Quermauern, es gab in diesem Bereich keine Keller, aber es war auch hier unten nichts gelagert worden. Wir hatten mit Akten gerechnet, mit Tonnen von Papier. Das schien man alles weggeschafft zu haben.
»Tot«, flüsterte Harry. »Hier ist alles tot, aber es gibt trotzdem Leben.«
Ich hatte ihn gehört, aber seine Stimme war leiser geworden, da ich mich von ihm entfernt hatte und auf einen bestimmten Punkt zuging, der mir aufgefallen war.
Da hatte sich nichts gespiegelt, aber es war trotzdem ein Reflex entstanden, als der Strahl meiner kleinen Lampe darüber hinweggeglitten war, denn dieses Helle hatte ich sonst nirgendwo gesehen.
Weit brauchte ich nicht zu gehen, um einen makabren Anfall oder Rest zu sehen.
Meine Lampe leuchtete gegen das gelbe Gebein. Gegen alte Knochen und halbzerstörte Schädel. Manche sahen aus wie blank geputzt, und mein Magen zog sich zusammen.
Harry Stahl kam. Seine Lampe brachte mehr Licht. Wir beide konnten die Reste deutlicher erkennen.
»Scheiße«, hauchte er. »Verdammt.«
Ich nickte. »Hast du nicht den Auftrag bekommen, die Verschwundenen zu suchen oder zumindest herauszufinden, wie sie ums Leben gekommen sind? Wir brauchen beide keine Hellseher zu sein, um zu wissen, daß wir vor den Resten stehen.«
»Stimmt, John, stimmt.« Harry schüttelte den Kopf. »Aber wer hat das getan?«
»Ich habe einen der Killer gesehen.«
»Einen…«
»Sicher, wobei ich davon ausgehe, daß es mehrere gibt. Dieser Keller hier ist verdammt groß. Und ich bin davon überzeugt, daß er noch einige Überraschungen parat hat.«
Ich drehte mich wieder um. »Sicherlich, Harry. Doch die müssen wir erst finden.«
Er hob die Schultern. »Die finden uns.«
»Was auch nicht schlecht wäre.«
Harry gab keinen Kommentar. Er ließ seine Lampe brennen. In der linken Hand hielt er sie, und den Arm hatte er leicht angehoben. Es war nicht still. Geräusche hörten wir immer. Ich sah sie als normal an.
Irgendwo befanden sich immer Lecke in irgendwelchen Rohren, aus denen es herausfloß. Flüssigkeit tropfte zu Boden. Dieses ständige

Pitschen erfolgte mit der Monotonie eines Uhrwerks.

»Hier ist etwas, John, ich spüre das. Man wartet auf uns. Die verdammte Atmosphäre ist verseucht.« Harry Stahl schüttelte sich, und sein Gesicht hatte einen kantigen Ausdruck angenommen. Er wollte dem Spuk ein Ende bereiten, und genau das hatte ich auch vor. Der Treppenschacht blieb hinter uns zurück, als wir tiefer in diesen unheimlichen und großen Keller hineingingen.

Er war ein Untier. Er war tot. Er war anorganisch, aber er lebte trotzdem.

Der Vergleich mit einem gewaltigen Magen, der von der fettigen Finsternis umschlossen wurde, war gar nicht so weit hergeholt. Irgendwo arbeitete es. Ein leises Klatschen, ein Schmatzen. Grausame Geräusche, die Ekel hochsteigen ließen.

Auf dem Boden breitete sich ein schimmernder Schmier aus. Feuchtigkeit und Staub klebten dort zusammen. Sie hatten einen regelrechten Teppich gebildet.

Harry Stahl blieb plötzlich stehen. Es war der typische Ruck eines Menschen, der etwas entdeckt hatte, so daß ich aufmerksam wurde. »Was ist los?«

Stahl hatte den Arm mit der Lampe gesenkt und strahlte nach vorn. Im schrägen Winkel fiel der Kreis auf den Boden, wo wir gemeinsam die Abdrücke sahen.

»Das sind sie, John. Das sind die Abdrücke von Schuhen. Und ich weiß auch, wer sie hinterlassen hat.«

»Dann bist du schlauer als ich.«

»Eine Frau.«

»Stimmt. Der Schuhgröße nach zu urteilen, muß es aller Wahrscheinlichkeit eine Frau gewesen sein. Einverstanden.«

»Und die Abdrücke sehen verdammt frisch aus.« Harry hatte sich gebückt, um sie zu untersuchen.

Ich hatte meine kleine Lampe wieder eingeschaltet und ließ den Strahl über den Boden gleiten. Er verfolgte die Spur der Abdrücke. Ich wollte die Richtung feststellen, in die die Person gegangen war. Tiefer in den Keller hinein, das stand fest, aber die Spur verlor sich bald, weil der Untergrund nicht mehr so naß war.

Die Richtung stand fest, das war wichtig. Irgendwo in dieser tiefen Dunkelheit, inmitten des Kellers, lauerte das Grauen, der Tod, und das wußten wir.

Aber wir wußten noch mehr.

Es gab ein zweites Opfer. Wahrscheinlich eine Frau. Ich dachte an den Toten oben im Erdgeschoß. Er war ein Fotograf gewesen, und ich konnte mir vorstellen, daß die Person hier unten eine Kollegin des Mannes gewesen war.

War? Oder ist sie noch eine Kollegin?

Wie dem auch sei, ich hatte keine Ahnung, aber ich würde diesen verdammten Keller durchsuchen, bis in die letzte Ecke. Irgendwo mußten wir die Geschöpfe ja finden.

Dann hörten wir beide das Geräusch.

Vor uns.

Nicht laut, kaum zu identifizieren. Es wurde durch diese fettige Luft an unsere Ohren getragen, und es hörte sich an, als würde etwas zusammenbrechen.

Dazwischen Mang eine Stimme auf. Ein leiser Ruf, ein Schrei, der verwehte.

Harry leuchtete nach vorn. Der Schein tanzte durch das Dunkel. Er verlor sich nicht, sondern traf auf ein schattenhaftes Ziel, das mir vorkam wie eine Mauer.

Und genau dort sahen wir auch den winzigen Lichtschein…

***

Die Flamme brannte weiter. Sie mußte einfach brennen, denn Vicky Meininger lag in ihrem halb zerstörten Sarg oder in der großen Kiste und wußte weder ein noch aus.

Sie war geschockt, entsetzt, sie war steif geworden, und sie nahm dieses furchtbare Bild wahr, das tatsächlich einem Bild aus dem Alptraum glich. Es war unwahrscheinlich, es war nicht zu glauben, denn es paßte in jeden Horrorfilm, aber nicht in die Wirklichkeit.

Das Holz war an der rechten Wand zusammengekracht. Und durch diese Lücke hatte sich das personifizierte Grauen geschoben. Ein Unmensch, eine Mischung aus Skelett und Mensch. Ein Monstrum, bei dem die Haut noch nicht ganz abgefallen war. Sie klebte noch an verschiedenen Stellen auf den Knochen. Sie überzog die Hände, aber sie war nicht mehr im Gesicht des Unwesens vorhanden.

Es bestand aus Knochen, die zum Teil gebrochen oder sogar gesplittert waren. Die Wangen waren durchlöchert. Die hohe Stirn, darüber die kahle Schädelplatte, die leeren Augenhöhlen, das alles bekam Vicky zu Gesicht, die einfach nicht in der Lage war, sich zu rühren. Völlig starr lag sie auf ihrem Platz.

Der Knöcherne war da. Sie sah ihn, aber der Schrecken steigerte sich bei ihr noch mehr, als dieses Wesen einen Arm ausstreckte und seine Hand auf ihren Oberschenkel legte.

Durch den Stoff hindurch spürte sie den Druck der Knochen. Diese Finger, die so schrecklich aussahen, weil eine dünne Haut sie überzog.

Gelblich braun. Wie gefärbter Zuckerguß.

Das Holz war nach innen gefallen. Die Splitter lagen auf Vickys Körper, aber das alles interessierte sie nicht. Sie sah die Fratze, und sie spürte den Druck der Klaue, der sich immer mehr verstärkte. Da verwandelten sich die Spitzen der Finger in Nägel, für die es kein

Hindernis gab.
Sie durchstießen den Stoff, dann die Haut und drangen in das weiche Fleisch des Oberschenkels, wo sie Wunden hinterließen.
Blut quoll hervor. Es verteilte sich. Die junge Frau spürte den Schmerz, und in ihrer Panik dachte sie an Gisela Behle, die von dem Untier so furchtbar verletzt worden war.
Der andere Schmerz brannte in ihrem Daumen. Da sengte die Flamme das Fleisch an.
Sie verlosch.
Stockfinster wurde es um Vicky. Das Feuerzeug rutschte ihr aus der Hand, aber das letzte Bild, das sie gesehen hatte, war geblieben. Sie wußte, wer da die Wand durchbrochen hatte und sich an der Kiste zu schaffen machte. Sie sah das Wesen nicht, aber sie roch es, sie spürte es, denn es drückte aus unmittelbarer Nähe gegen sie.
Die zweite Klaue war plötzlich da.
Leise schrie die Frau auf, denn diese Finger wanderten über ihren Körper. Sie berührten ihre Brüste, sie näherten sich der Kehle, und als noch mehr Holz aus dem Verbund brach, da wußte Vicky auch, daß sich das Monstrum tiefer in die Kiste hineinwühlte, um sie zu zerstören.
Verzweiflung und Panik schössen in ihr hoch. Sie hatte plötzlich den Eindruck, fliegen zu können, aber sie blieb liegen und wurde zu einer Beute des Monstrums.
Der Stoff auf ihrer Brust riß. Der Modergestank erreichte ihre Nase. Sie spürte das Knochengestell auf sich, und es war dieser Druck, der bei ihr die Starre wegschaffte.
Plötzlich konnte Vicky schreien.
Und das tat sie!

***

Wir hörten die Schreie und wußten, daß wir uns auf dem richtigen Weg befanden. Sie erreichten uns von vorn, sie waren grauenhaft. In ihnen schwang eine Panik mit, wie sie nur von einem Menschen erlebt werden konnte, der sich in unmittelbarer Todesgefahr befand.
Wir hatten jetzt beide unsere Lampen eingeschaltet. Die Strahlen huschten und zuckten durch die Finsternis wie Blitze durch eine düstere Gewitterwolke, die nicht weichen wollte.
Wir hatten gesehen, daß dieser Keller etwas barg. Ob in seiner Mitte oder schon am Rand, das war nicht zu erkennen, aber dort stand etwas vor uns, und das grelle Licht erwischte diese Wand, die keine war, denn wir erkannten schon sehr bald, daß dort einige Kisten und Kartons aufgestapelt waren.
Unterschiedlich groß, unterschiedlich hoch, wie aus dem Baukastensystem.

Die Schreie waren nicht mehr so laut. Aber der Schrecken war geblieben.

Sie jammerten, dazwischen ein Röcheln. Es klang einfach grauenhaft, und als Harry plötzlich taumelte, dann fiel und fluchte, da wußte ich, daß der Boden wieder glatt geworden war. Harry rappelte sich auf. Er war jetzt hinter mir.

Ich lief weiter, bewegte dabei meine Lampe hin und her, um möglichst viel erkennen zu können, und ich sah, daß sich eine dieser großen Kisten bewegte, als würde sie von innen her kräftig geschüttelt.

Ich beeilte mich noch mehr, kam näher heran und konnte endlich sehen, was dort ablief.

Da war das Monstrum. Ein Skelett mit dünner Haut, wie ich es schon einmal erlebt hatte. Der schreckliche Schädel, die langen Arme, die beigen Gebeine, und im ersten Augenblick wirkte es auf mich wie eine riesige Spinne, die sich auf den Körper einer Frau gepreßt hatte, um sie zu vernichten.

Die Frau hatte geschrien. Sie lag in dieser offenen und zerstörten Kiste.

Sie war das Opfer. Für einen Moment erkannte ich auch die nassen Flecken auf der Kleidung, als der Strahl meiner Lampe darüber hinweghuschte.

Dann war ich da.

Ich sagte nichts, ich mußte handeln. Die Lampe klemmte ich mir zwischen die Zähne. Dabei hatte ich mich schon gebückt und packte dann mit beiden Händen zu.

Das Skelett war nicht sehr groß. Es gelang mir, meine Hände unter die Knochen zu schieben.

Dann zerrte ich das Monstrum in die Höhe. Ich hörte die wimmernden Schreie der jungen Frau, drehte mich mit dem Monstrum nach links und geriet dabei in den Lichtschein von Harrys Lampe.

»Schlag es kaputt, John!«

Er hatte die Worte kaum geschrien, als ich den Knöchernen mit aller Kraft nach unten schleuderte. Er krachte zu Boden. Die Knochen schienen plötzlich nach allen Seiten wegzuspringen. Sie brachen, sie zerknackten. Der Schädel war ebenfalls hart aufgeschlagen, und auch dort splitterte das Gebein ab.

Harry war da. Er trat gegen die Knochen, so daß die Rippen brachen, dann holte er noch einmal aus und drückte seinen Absatz so hart wie möglich auf den Schädel.

Die dabei entstehenden Geräusche hinterließen auf unseren Rücken eine Gänsehaut, aber ob das Wesen tatsächlich vernichtet war, wußten wir nicht. Zumindest konnte es sich nicht mehr zurechtfinden, weil einiges auseinandergerissen worden war. Das Knochengefüge paßte

nicht mehr.
Ich übergab Harry das Kreuz. »Erledige du den Rest, ich kümmere mich um die Frau.«
»Okay, mach ich.«
Auf Harry Stahl konnte ich mich verlassen. Jetzt ging es nur um die blonde Person in der zerstörten Kiste, die den großen Horror hinter sich hatte. Es war nicht mal zu erkennen, ob sie überhaupt begriffen hatte, daß sie gerettet worden war. Ihr Gesicht sah nicht mehr menschlich aus, weil es einfach nicht lebte und nur starr war. Dabei zitterten die Lippen, und ich hörte die seufzenden und schlürfenden Atemzüge, wenn sie Luft holte.
Die Frau zitterte am ganzen Körper, als würde sie unter einer schrecklichen Kälte leiden. Ich entdeckte das Blut auf ihrem Oberschenkel. Dort waren die Klauen durch den Stoff gedrungen und hatten im Fleisch Wunden hinterlassen.
Auch auf der Brust war die Kleidung zerrissen worden, aber da entdeckte ich kein Blut. Das wiederum schimmerte am Hals, wo die Klauen entlanggefahren waren und rote Streifen hinterlassen hatten.
Die Frau hatte noch nicht mitbekommen, daß sie gerettet worden war.
Sie wimmerte nur, und als ich sie berührte, da schrie sie auf. Wahrscheinlich war sie der Meinung gewesen, von diesem Monstrum angefallen worden zu sein.
»Keine Angst, meine Liebe. Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie sind gerettet.«
Von ihr bekam ich keine Antwort. Dafür sprach Harry Stahl. Er sagte: »John, er ist weg. Erledigt.«
»Gut.«
»Was ist mit der Frau?«
»Sie lebt, ist aber verletzt. Ich werde sie jetzt aus dieser verdammten Kiste hervorholen.«
»Okay, John, ich schaue mich mal in der Umgebung um.«
Die Unbekannte wimmerte noch immer leise. Ob es an ihren Schmerzen lag oder am Schock, der sie noch immer festhielt, war für mich nicht feststellbar.
Als ich sie umfaßte, zuckte sie zusammen. Sie zog die Beine an, als wollte sie sich klein machen und schützen.
»Ruhe, bitte, Sie müssen jetzt ganz ruhig bleiben. Es ist vorbei, glauben Sie mir.«
Eine Antwort bekam ich nicht. Sehr vorsichtig holte ich sie aus dieser sargähnlichen Kiste und legte sie einige Meter weiter auf den Boden. Die Jacke zog ich aus, die ich als Unterlage nahm, um der Frau auf ihr einen neuen Platz zu geben.
Plötzlich faßte sie mich an. Ihre Finger drehten sich um mein rechtes

Handgelenk, als wollten sie mich nie mehr loslassen. »Bitte, gehen Sie nicht weg!«

»Keine Sorge, ich passe auf.«

Das Licht meiner Lampe erhellte die Umgebung. Ich hatte sie auf den Boden gelegt, und das Gesicht der Unbekannten sah so bleich aus. Sie sprach von dem fürchterlichen Monster und von den Schmerzen in ihrem rechten Oberschenkel.

»Das ist vorbei, Frau…«

»Vicky Meininger heiße ich.«

»Okay, Vicky, ich bin John.«

»Ist es vorbei?«

»Für Sie schon.«

»Sie haben es vernichtet?«

»Ja.«

»Und jetzt?«

»Werden wir Sie nach oben bringen, und wir werden dafür sorgen, daß Sie so schnell wie möglich einen Arzt bekommen.«

»Ja«, flüsterte sie, »ja, einen Arzt. Aber Sie glauben mir nicht. Es war dieses Monster. Die Polizei hat Gisela Behle nicht geglaubt. Sie haben sogar gelacht.«

»Dann kennen Sie die Frau?«

»Ja, ich habe sie sprechen gehört. Es war schlimm, John, sehr schlimm. Ich habe ihr geglaubt, und Tom hat es auch getan.« Sie stieß einen Schrei aus. »Verflixt, Tom! Mein Gott, was ist mit ihm?«

»Wer ist Tom?« fragte ich, obwohl ich schon wußte, wen sie damit gemeint hatte.

»Der, der Fotograf. Er ist oben geblieben. Haben Sie ihn nicht gesehen, John?«

Ich zögerte mit der Antwort. Dann senkte ich den Blick und sagte leise: »Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Was hat er gesagt? Warum ist er nicht mit Ihnen nach unten gekommen? Reden Sie doch!«

Verflucht, was sollte ich sagen? Die Wahrheit. Daß Tom nicht mehr gehen konnte? »Er ist nicht in der Lage, in den Keller zu kommen, Vicky. Aber wir haben ihn gesehen.«

Sie schaute mich an. Ihre Augen, vorhin noch ausdruckslos, bekamen wieder einen gewissen Glanz, aber auch das Wissen spiegelte sich darin wider. Durch die Nase atmete sie ein. Dabei suchte sie nach Worten. »Er konnte nicht kommen?«

Ich nickte.

»Er kann, er kann - er wird nie mehr kommen?«

»Leider.«

Vicky Meininger schrie nicht. Sie reagierte anders, denn sie fing plötzlich an zu weinen. Es war ein tiefes, ein echtes Schluchzen, und

es zeigte viel von ihrer Trauer, die sie umfing. Ihr Körper zuckte dabei, sie ballte die Hände zu Fäusten und hatte ihre Lage vergessen. Ich kam mir so überflüssig vor und wußte auch nicht, wie ich sie noch trösten sollte.

Worte waren hier fehl am Platze.

»Sie haben überlebt, Vicky, seien Sie froh. Und werden auch weiterhin leben.«

Eine Antwort bekam ich nicht, aber ich machte mir Sorgen um Harry Stahl. Er hatte sich nur in der Umgebung umschauen wollen. Als ich mich drehte, da schaute ich in die Dunkelheit. Eigentlich hätte ich Harry sehen müssen, zumindest der Schein seiner Lampe, der die Dunkelheit zerriß.

Auch er war nicht da.

»Können Sie mit einer Waffe umgehen?« fragte ich Vicky.

»Wie bitte?«

»Können Sie schießen?«

»Ja, warum?«

»Dann werde ich Ihnen meine Beretta überlassen.«

»Warum? Und Sie?«

»Ich muß nach meinem Kollegen schauen, der verschwunden ist. Das war nicht abgemacht. Er hatte sich nur einen Eindruck verschaffen wollen. Ich sehe auch kein Licht…«

»Glauben Sie, daß es noch andere Monster gibt?«

»Davon müssen wir ausgehen.« Ich holte die Beretta hervor. Die Funktion brauchte ich ihr nicht zu erklären, denn ich erfuhr, daß Vicky mal in einem Schützenverein gewesen war.

»Das ist gut. Wenn Sie ein Monstrum sehen, dann schießen Sie. Die Waffe ist mit besonderen Kugeln geladen, Sie werden es damit vernichten können. Okay?«

»Ich verstehe es, John!«

»Gut!«

Meine Beretta hielt sie mit beiden Händen fest. Und sie schaffte es auch, sich aufzurichten, wobei sie auf meine Unterstützung verzichtete. Sie wollte sitzenbleiben.

Die Lampe wollte ich behalten. Mein Kreuz hatte ich auch abgegeben.

Also war ich waffenlos, und dementsprechend fühlte ich mich auch, als ich mich auf die Suche nach Harry Stahl machte…

***

In Harrys Innern tobte zwar keine Hölle, aber er fühlte sich besser, seit dieses knöcherne Wesen vernichtet worden war. Bewaffnet mit dem Kreuz, einer eigenen Pistole und der Lampe machte er sich auf den Weg, um den Keller zu durchsuchen.

Er hatte die Kartons und Kisten gesehen, die mitten im Keller standen und so etwas wie eine Trennung oder Mauer bildeten. Die Frau hatten sie am Anfang dieser Reihe gefunden. Harry entdeckte, daß sie tiefer war als angenommen, die hier stehenden Behälter bildeten ein regelrechtes Labyrinth.

Längs und quer. Mal Gassen bildend, mal regelrechte Sackgassen, es war alles vorhanden, um sich in diesem Irrgarten verlaufen zu können.

Harry verließ sich auf seine Lampe. Sie wies ihm den Weg durch die fettige Finsternis. Jeder Karton, jede Kiste war für ihn ein potentieller Feind. Er hatte den Eindruck, als könnte sie jeden Moment aufbrechen, um eine Masse Leichen-oder Menschenfresser zu entlassen. Obwohl sich John Sinclair und die Frau nicht weit entfernt befanden, war von ihnen nichts zu hören und nichts zu sehen. Die hohen Abdeckungen nahmen Harry Stahl die Sicht, aber er setzte seinen Weg fort, auch wenn er nicht wußte, wohin er ihn führte.

Die Finsternis drückte gegen ihn. Sie war überall. Da kam auch die Lampe kaum dagegen an. Er ging vorsichtig weiter, leuchtete die Kisten an, sah hin und wieder eine Aufschrift, die er nicht verstand, weil sie aus einem Zahlencode bestand. Plötzlich blieb er stehen, weil der Strahl der Lampe ein Ziel getroffen hatte, das für ihn mehr als überraschend war.

Quer vor ihm stand ein Container!

Harry fand ihn fehl am Platze, weil er nicht zwischen all die Kartons und Kisten paßte.

Er stand da als Einzelstück. Harry spürte, daß er so etwas wie ein Zentrum erreicht hatte. Er selbst hielt den Atem an, als er den Container ableuchtete.

Der helle Kreis strich über die Frontseite hinweg, die irgendwann einmal einen hellen Anstrich gezeigt hatte. Der aber war vom Rost zerfressen worden. Die Grundierung kam durch und zeigte ein schmutziges Rotbraun.

Stahl suchte nach einem großen Deckel oder nach einer Haube. Beides war nicht vorhanden. Der Container war offen und sicherlich nicht leer.

Vorsichtig näherte sich Harry dem Gegenstand. Mit sicherem Instinkt ahnte er, daß die Lösung nicht weit entfernt lag. Sie mußte mit dem Inhalt zusammenhängen, den Harry noch nicht sah, aber spürte. Etwas war zu hören. Ein Brodeln oder Schmatzen. Als wäre eine weiche Masse in Bewegung geraten. Zudem erreichte ein säuerlicher Geruch seine Nase, der sich verschlimmerte, je näher Harry an den Container herankam.

Seine Knie zitterten. Er wußte nichts über den Inhalt, aber er fürchtete, sich falsch verhalten zu haben. Er hätte John rufen sollen, doch die Neugierde siegte. Außerdem besaß er genügend Waffen, um

sich zur Wehr setzen zu können.

Leider war der Behälter zu hoch, um normal hineinschauen zu können.

Harry brauchte etwas, auf das er sich stellen konnte.

Kisten standen in der Nähe. Harry schob eine heran und baute sie neben der schmalen Seite des Containers auf. Dann stieg er auf die Kiste und war nun in der Lage, in den Container zu schauen.

Plötzlich klopfte sein Herz wie verrückt. Er leuchtete noch nicht hinein, aber er wußte, daß dort etwas lauerte.

Sekunden später riskierte Harry es. Er leuchtete in den Behälter hinein.

Der Atem stockte ihm. Was er sah, war furchtbar und widerlich. Eine gewaltige Masse aus Schleim oder einem anderen Zeug füllte den Container fast bis zum Rand.

Aber es war nicht die Masse, die ihn irritierte, es war auch der riesige Körper, der in der Masse schwamm oder einfach nur die Masse darstellte. Eine Menge Schleim, ein grausames Wesen mit einem gräßlichen Maul, in dem die Zähne funkelten. Aber das war nicht alles.

Dieses Wesen war dabei, seine Hände zu bewegen. Es spielte mit den Knochen irgendwelcher Menschen, überdeckte diese mit seinem dämonischen Schleim und formte aus ihnen neue Skelette, wobei eines nicht weit von Harry aus dem Schleim hervorstieg, in anglotzte und plötzlich eine gewaltige Welle hochschleuderte, die so schnell auf Harry zuflog, daß dieser nicht ausweichen konnte.

Der Schleim erfaßte ihn. Harry kippte von seiner Kiste rücklings zu Boden. Er konnte den Aufprall nur schlecht abfangen, war sekundenlang gestört, und diese Zeit nutzte das Monstrum aus, um aus dem Container zu klettern und sich den Menschen als Opfer zu holen…

***

Manchmal muß man einfach Glück haben. In diesem Fall war ich derjenige, der es hatte, denn auf meinem Weg zu Harry Stahl entdeckte ich eine mit Benzin gefüllte Flasche, die zwischen anderen stand.

Gasflaschen, dann Behälter mit irgendwelchen Chemikalien, die ich nicht kannte, und ich sah auch noch zahlreiche Fässer, aus denen etwas hervorsickerte, das widerlich stank und irgendwo im Boden versickerte.

Dieser Keller war eine Zeitbombe. Hier hatte man all den Sondermüll gelagert, und bis heute hatte sich niemand gefunden, der ihn entsorgte.

Ich nahm die Flasche mit. Sie war mit einem Drehverschluß

verschlossen.

Ich dachte daran, daß ich irgendwelche Ghouls oder ähnliche Dämonen schon mit Feuer bekämpft hatte, und das Benzin ließ sich leicht anzünden, auch wenn dabei die Gefahr bestand, daß ich den ganzen Keller abfackelte, aber das war mir egal.

Ich suchte weiter. Von Harry hatte sich keine Spur gefunden. Zudem war ich in einem Labyrinth aus Gängen gelandet, aus dem es schwer war, den Rückweg zu finden.

Etwas aber störte mich.

Es war ein bestimmter Geruch, der mir entgegenwehte. Ihn kannte ich, denn der Gestank von altem Fleisch, von Fäulnis und Moder, der typische Ghoulgeruch.

Also doch.

Ich rief Harrys Namen.

Meine Stimme hallte durch diese künstlichen Gänge. Sie wehte über das Labyrinth hinweg, aber ich bekam keine Antwort, und mir wurde auch kein Zeichen mit der Lampe gegeben.

Trotzdem machte ich weiter. Die Flasche schleppte ich mit. Keine Beretta, kein Kreuz, nur die Flasche, deren Inhalt ich anzünden konnte. Ich kam mir vor wie ein Mensch, der mit einer Lanze gegen Gegner kämpft, die mit einer MPi bewaffnet waren.

Aber ich hatte Glück, denn der Gestank ließ nicht nach. Er nahm an Intensität zu, und wenn mich nicht alles täuschte, dann hörte ich auch klatschende Geräusche.

Mit einem Fußtritt räumte ich mehrere Gegenstände zur Seite. Ich brach mir jetzt meine Bahn, der feine Strahl meiner kleinen Leuchte tanzte wie ein Speer durch diese finstere Welt, und dann brauchte ich nur drei Schritte zu gehen, um das Ziel zu erreichen.

Da sah ich auch das Licht.

Die Lampe lag auf dem Boden. Sie schickte ihren Strahl nach vorn, hinein ins Leere und zugleich gegen die hohe Wand eines Containers, aus dem ich die schmatzenden Laute vernahm und auch die Spritzer sah, die in die Luft flogen.

Mit der rechten Hand strahlte ich gegen die Seite des Containers, denn dort hatte sich etwas bewegt.

Harry lag auf dem Boden.

Eine Welle aus Schleim umgab ihn, aber ich sah auch den Knöchernen, der auf meinen Freund zusprang. Normalerweise hätte sich Harry wehren müssen, aber der verdammte Schleim war wie ein dichtes Netz und hielt seinen gesamten Körper umfaßt. Er mußte ihm auch die Luft nehmen, und Harry stand dicht vor dem Ersticken. Keine Waffe.

Und das Monstrum sprang.

Aber auch ich setzte mich in Bewegung. Bevor das Monstrum auf

Harry zu liegen kam, krachte ich mit ihm zusammen. Ich spürte die Knochen, sah den Schädel, der dicht vor mir erschien und nach mir beißen wollte, aber mein Ellbogen war schneller. Dabei riß ich den Arm hoch, und die Kante des Ellbogens traf das knochige Kinn mit einer derartigen Wucht, daß dem Knöchernen der Schädel aufgerissen wurde. Mit einem Tritt brach ich ihm noch die Rippen. Er fiel auseinander. Ich drehte mich blitzschnell um, sah keinen weiteren in der Nähe, konnte mich aber auch nicht um den Inhalt des Containers kümmern, denn Harry Stahl war jetzt wichtiger.

Er bewegte sich. Er war noch nicht tot. Ich hatte seine Lampe genommen und leuchtete ihn an. Unter der dünnen Schleimschicht wurde sein Gesicht sichtbar, und es zeigte einen unheimlichen, entsetzten Ausdruck. Todesangst hielt ihn erfaßt, und ich fing an, mit den bloßen Händen den Schleim von seinem Gesicht wegzuschaufeln. Ich wußte nicht, in was ich da faßte, der Gestank wehte einfach an meinem Gesicht vorbei, aber ich bekam tatsächlich eine Lücke genau dort, wo sich der Mund meines Freundes befand.

Er holte tief Luft.

Es hörte sich schrecklich an. Die Gier nach Sauerstoff ließ Harry röcheln.

Noch hatte ich nicht gewonnen, denn der dünne Schleim wollte die Lücke wieder schließen. Von allen Seiten her bewegte er sich auf Harrys Mund zu.

Ich machte weiter.

Ich mußte schneller sein, dann zerrte ich Harry auf die Beine, wobei sich der Schleim nicht löste. Aber der Mund blieb frei. Ich schrie Harry an.

»Das Kreuz! Wo ist das Kreuz!«

»Tasche!« gurgelte er.

Ich faßte hinein und hatte Glück, daß ich meinen Talisman schon beim ersten Zupacken zwischen die Finger bekam.

Einen Augenblick später hatte das Kreuz Kontakt mit dem Schleim bekommen, und es geschah das, was ich kannte, wenn ich gegen einen Ghoul kämpfte. Die weiche Masse bekam die andere Kraft zu spüren.

Plötzlich verlor sie ihre Weichheit, zog sich zusammen und trocknete aus, wobei sie eine kristalline Masse bildete, die Harry wie ein Pelz umgab. Wo sich sein Mund befand, war sie nicht vorhanden.

»Behalte das Kreuz«, sagte ich und drehte mich um.

Ich wollte auf die Kiste klettern und in den Container schauen. Es war nicht mehr nötig, denn der schreckliche Inhalt schob sich in die Höhe. Da ich die Lampe festhielt, konnte ich ihn genau erkennen und hatte das Gefühl, einen Schlag versetzt zu bekommen.

Aus dem Container stieg ein riesiger Ghoul mit einem monströsen Körper. Ein Schleimwesen, wie es sich hier unten hatte bilden können,

weil gewisse Dinge zusammenkamen und sich kein Mensch um die Entsorgung der Gifte gekümmert hatte.

Ein Ghoul, in dessen Schleimkörper die Toten steckten. Die Skelette, die ich kannte, bewegten sich dort wie in einer Nährlösung und fühlten sich verdammt wohl.

Ich dachte an die Verschwundenen, die Harry hatte suchen sollen. Jetzt wußte ich, wo sie waren. Dieser Schleimberg hatte sie geholt und sie mit seiner Kraft versehen. Deshalb die dünne Haut über den Knochen. Sie waren seine Diener. Sie waren tot, aber er hatte sie lebendig gemacht, eben auf seine dämonische Art und Weise.

Ich dachte nur noch daran, diesen Unhold zu vernichten, und die Flasche fiel mir wieder ein.

Feuer gegen den Ghoul.

Das war zu schaffen.

Vor Jahren hatten wir schon einen Waggon mit Ghouls brennend auf die Reise geschickt, ähnliches mußte auch hier gelingen.

Ich wich zurück, als sich sein Körper immer höher aus dieser anderen Masse hervordrückte. Es war ein taktischer Rückzug, den dieses Wesen nicht begriff. Es bestand nur aus Schleim, hatte einen unförmigen Körper, fast vergleichbar mit dem eines Riesen. In dem weit aufgerissenen Maul blitzten die nagelähnlichen Zähne.

Innerhalb der Schleimmasse bewegten sich seine Skelette, die er freilassen konnte, um an weitere Opfer zu gelangen.

Nicht mehr, nicht, wenn es nach mir ging. Dem wollte ich einen Riegel davorsetzen.

Das Benzin gluckerte aus der Öffnung und in mein Hemd hinein, das ich mir vom Körper gerissen hatte. Soviel Zeit war noch vorhanden, denn der mächtige Ghoulkoloß stieg nur allmählich aus seinem Container hervor. Was ich vorhatte, war verdammt risikoreich, aber es gab einfach keine andere Möglichkeit.

Der mächtige Ghoul stand für einen Moment senkrecht in seinem Container, dann aber beugte er sich vor, um ihn wie eine mächtige Welle, die alles in der Nähe überschwemmte, zu verlassen.

Auf den Zeitpunkt hatte ich gewartet.

Mein Feuerzeug flammte auf. An einer bestimmten Ecke, die nicht mit Benzin getränkt war, zündete ich mein Hemd an. Es fing kein Feuer, es glühte mehr, aber das reichte aus, denn dieses Glühen breitete sich aus und erfaßte die Stelle, die mit dem Benzin getränkt war.

Plötzlich schoß die Flamme mit einem puffenden Geräusch in die Höhe.

Das Hemd brannte lichterloh unter dem fallenden Riesenghoul, was mir aber nicht reichte, denn ich packte die Flasche mit dem Benzin und wuchtete sie dorthin, wo mein Hemd loderte.

Ich hatte sie flach geworfen. Unterwegs schon spritzte die Flüssigkeit aus der Öffnung, und die Tropfen fielen in das Feuer hinein, das neue Nahrung bekam, abermals aufflammte, was aber nichts gegen die folgende Explosion war. Eine grelle, rotweiße Lohe schoß der fallenden Gestalt entgegen, um sie zu umfassen wie ein gewaltiger Mantel. Eine riesige Zange aus Feuer, ein kochendheißer Höllenhauch, der radikal in den Ghoulkoloß hineindrang und ihn nicht nur von außen, sondern auch von innen ausbrannte.

Das Schleimwesen war zu einer gewaltigen Fackel geworden. Und was sich an mordenden und lebenden Skeletten in ihm befand, bekam ebenfalls die Kraft des Feuers zu spüren und loderte mit.

Der Ghoul brannte und verbrannte. Er kochte im Innern, die Hitze zerriß ihn und glühende Schleimklumpen rasten in alle Richtungen.

Ich mußte den Kopf einziehen, um nicht getroffen zu werden. Ich dachte aber auch an meinen Freund Harry, der soeben dem Erstickungstod entgangen war.

»John, ich bin okay!« hörte ich ihn keuchen. Tatsächlich hatte er sich befreien können und diese kristalline Masse einfach abgeschlagen.

Er taumelte von mir weg. Beide keuchten wir, die Luft war kaum zu atmen.

Hinter uns stand der Ghoul als riesige Fackel, und die roten, innen beinahe schon schwarzen Flammen sandten einen Gestank aus, der kaum zu beschreiben war, dem wir aber entwischen mußten.

Wir rannten weg. Wir schaufelten Kisten und Kartons aus dem Weg oder sprangen über sie hinweg. Das Feuer würde sich ausbreiten. Es konnte zu einer Katastrophe in diesem verdammten Keller kommen, an der die Umwelt lange zu knacken hatte, aber diese Möglichkeit war noch immer besser, als den Ghoul weiterhin existieren zu lassen.

Die ungefähre Richtung war uns bekannt, und wir fanden auch Vicky Meininger.

Ich packte sie, denn sie war durch ihre Verletzung kaum in der Lage, von allein zu laufen. Ich schleppte sie mit. Hinter uns explodierte etwas, und ein grellgelber Feuerschein durchzuckte den Keller. In seinem Schatten sahen wir auch den Anfang der Treppe, die wir hoch mußten.

Mir ging es nicht gut. Meine Kraft war auch begrenzt. Ich schleppte die Frau trotzdem weiter, und auf der Treppenmitte half mir Harry Stahl. Wir kämpften uns hoch, verfolgt von einem fetten, stinkenden Qualm, von der Hitze des Feuers und auch von weiteren Explosionen, die den Keller erschütterten.

Wir schafften es. Keuchend taumelten wir durch die Halle ins Freie, wo die Dunkelheit den Tag bereits abgelöst hatte. Der kalte Wind fuhr gegen unsere Körper. Die Beine waren müde, aber sie bewegten sich. Wir mußten weg von diesem Haus, von diesem Keller, und der Wagen

meines Freundes Harry schien meilenweit entfernt zu sein. Praktisch mit der letzten Kraft erreichte ich ihn, drückte Vicky auf den Rücksitz und dann warf ich mit einfach über sie, weil ich zu erschöpft war. Die Tür fiel von allein zu, als Harry sein Auto startete.

Wohin er fuhr, war mir egal.

Nur weg aus dieser Hölle…

***

Es dauerte eine Weile, bis ich überhaupt merkte, daß Harry Stahl angehalten hatte. Ich lag halb über Vicky, die leise vor sich hinjammerte, dann zog Harry die Fondtüre auf und reichte mir die Hand.

Er half mir hinaus.

Mit weichen Knien blieb ich stehen. Mein Gesicht war ebenso geschwärzt wie das des Deutschen.

»Mein Gott, das haben wir geschafft«, flüsterte Stahl. »Ich hätte es nicht mehr für möglich gehalten.«

»Stimmt, Harry, stimmt. Und wo sind wir hier?«

»Nicht mehr auf dem Gelände, nicht mehr im Haus, nicht mehr in diesem verfluchten Keller. Die Vergangenheit kannst du vergessen, während ich mich noch mit meinen Leuten rumärgern muß.«

»Vergessen?« Ich lachte auf. »Nein, Harry, so schnell werde ich diesen Fall nicht vergessen.«

Und dann wollte ich nur noch eins schlafen…

ENDE